

Anzeiger für das Havelland.

Spandauer Anzeiger.

Erscheint jeden Abend 4 1/2 Uhr mit Ausnahme der Sonn- und Festtage. Bezugspreis monatlich 70 Pf., vierteljährlich 2 M., durch die Post 2,25 M.

Inserate die Zeile 20 Pf., für Spandauer Inserenten 15 Pf. Reklamen pro Seite 40 Pf. Beilagen 30 M.

Redaktion und Expedition: Potsdamer Str. 48. Fernsprecher: Spandau Nr. 52, Post.

Beantwortlicher Redakteur: Th. Gütlich in Spandau.

Verlag und Druck der Hopf'schen Verlagsbuchdruckerei in Spandau.

Nr. 159.

Spandau, Mittwoch, den 10. Juli 1907.

49. Jahrgang.

Aus dem Havellande.

Spandau, den 9. Juli 1907.

Wie gerüchelt wurde, soll die Stadt Charlottenburg versuchen, den Weiterbau des Umschlaghafens zu inhibieren, und zwar auf Grund eines Besitzrechts, das sie an einer Parzelle hat, in der das Druckrohr ihrer Kanalisation verlegt ist. Wie weit diese Bemühungen der Nachbarstadt Erfolg haben werden, ist noch ungewiß.

Beim Hafenbau soll binnen kurzem Nacharbeit beginnen. Die Zementbauwerke, welche das Uferbollwerk herzustellen hat, beabsichtigt, zumeist schnelleren Erledigung ihres Auftrags Doppelschicht einzuführen. Die Arbeiter sind in letzter Zeit merklich gefördert worden. Täglich mehrt sich die Zahl der am Hafenbau beschäftigten Arbeitskräfte; das ganze Hafengebiet gewährt jetzt ein Bild überaus lebhafter Tätigkeit.

Eine Submissionsblüte hat die vom Magistrat veranlasste Ausschreibung von Abbrucharbeiten erregt. Wegen der Erweiterungsbauten der städtischen Gasanstalt, für die Weg geschafft werden muß, sollen ein alter Gasbehälter und das Bureaubauwerk niedergelegt werden; die dabei gewonnenen Materialien verbleiben im Besitz der Stadt; es handelt sich also lediglich um Leistung von Arbeiten. Es sind darauf vier Offerten eingegangen, zwei von hiesigen und zwei von Berliner Unternehmern. Die billigste Forderung lautet auf 1780 M., die teuerste dagegen auf 10500 M.; nach der Ansicht Sachverständiger würde der Betrag von 4500 M. zutreffend sein. Der Zuschlag ist noch nicht erteilt worden.

Dem Leutnant v. Cistebdt im 5. Garde-Regiment zu Fuß, kommandiert zur Dienstleistung beim Garde-Pionier-Bataillon, ist die Rettungsmedaille am Bande verliehen worden.

Das Befinden des von dem Bauarbeiter Böhm in hoher Weise mißhandelten Mesewitz-Unteroffiziers Dannenbergers am Train-Bataillon hat sich gebessert, so daß Lebensgefahr nicht mehr vorhanden ist. Er ist in Berlin ansässig und hat als Einjährig-Freiwilliger gedient. Hinter den furchtlich gewordenen Taten, der übrigens nicht in der Büdenstraße, sondern Fildersichergasse gewohnt hat, wird ein Steckbrief erlassen werden.

Eine Kommission der hiesigen Schützengilde hat kürzlich die Schießstände in Wehlfenhe in Augenchein genommen; wegen der Baus der neuen Stände auf dem Terrain in der Stadt sollen binnen kurzem endgültige Beschlüsse gefaßt werden.

Die Maschinenfabrik der Tiefbohr-Gesellschaft, welche im vorigen Jahre auf einem von der Grundrenten-Gesellschaft gekauftem Terrain errichtet worden ist, wird jetzt baulich vergrößert, da eine Erweiterung des Betriebs beabsichtigt ist. Auf dem noch freien Gelände zwischen Streitstraße und Oberhavel finden jetzt auf Veranlassung einer großen Berliner Industrie-Firma Vermessungen statt; diese steht wegen Anlaufs eines Geländekomplexes in Unterhandlungen.

In einem Unfall von Todesart hat ein Fuhrherr gestern verschiedene tumultuarische Ausfälle herangezogen und wiederholt das Eingreifen der Polizei erforderlich gemacht. Buerit wurde der Fuhrherr gemeldet, daß er als Fuhrer einer Droschke die davor gespannten beiden Pferde in Unvermögen erregender Weise mißhandelt hatte; beide Tiere bluteten aus mehreren Wunden, und es war beobachtet worden, daß der Mann sie mittels eines Hammer geschlagen und mit einem Messer gestochen hatte; das Gespann, welches inzwischen mit dem Wagen auf dem Droschkeplatz in der Potsdamer Straße angekommen war, vermochte sich kaum aufrechtzuerhalten; der dabei stehende Fuhrherr erregte durch sein Verhalten einen großen Menschenauflauf und lehnte sich an die Mahnungen der Polizei, welche ihn zur Ruhe anhalten wollte, nicht im geringsten. Ein Polizeibeamter bestieg schließlich die Droschke und fuhr nach dem Gehöft, wo die durch die Mißhandlung geschwächten und geschwächten Pferde ausgepannt und in den Stall geführt wurden. Nach dem darauf trat aber der Fuhrherr zu Hause ein und spannte die Pferde von neuem an, worauf er wieder wegsuhr; er war aber nicht imstande, das Fuhrwerk ordnungsmäßig zu lenken, die Polizei schritt nochmals gegen ihn ein und brachte Wagen und Pferd wiederum nach Hause. Sein ganzes Verhalten ließ es geboten erscheinen, ihn in eine Zelle des Polizeigewahrsams zu bringen, wo er dann begann, die Gerätschaften zu zerlegen. Heute morgen wurde er, nachdem noch das Gutachten des Kreis-ärztes eingeholt worden war, ins Krankenhaus übergeführt.

Die Verabreichung eines schwer erkrankten und daher vollkommen hilflosen Mannes ist gestern am hellen Tage in der Zeegfelder Straße von zwei unbekannten Verbrechern ausgeführt worden. Ein des Weges kommender Mann, der Schloffer W., war zusammengebrochen, anscheinend infolge Schlaganfalls, durch den er auf einer Seite des Körpers gelähmt worden war. Die ersten, welche sich an ihm zu schaffen machten, entschieden um ihn beizustehen, waren zwei halbwüchsige Burschen, die sich aber entfernten, sobald andere Personen hinzukamen. Als die beiden vermeintlichen Samariter verschwunden waren und der Erkrankte wieder etwas zu sich gekommen war, vernahm dieser sein Portemonnaie, worin sich etwa 170 M. bares Geld befunden hatten. Offenbar hatten jene beiden Burschen dem Hilflösen die Burschenschaft weggenommen; man konnte ihrer bisher noch nicht habhaft werden. Der Verabreichte wurde in seine Wohnung geschafft.

Die beim Trainbataillon begonnene Krankenträger-Ausbildung erreicht in dieser Woche ihr Ende; vor ihrem Abschluß findet noch eine größere Übung auf dem Faselhorster Felde statt; die zu der Abteilung eingetroffenen Militärärzte, Unteroffiziere und Mannschaften kehren noch an demselben Tage zu ihren Stamm-Regimenten zurück.

Das Musikkorps des Garde-Fußartillerie-Regiments ist gestern spät abends, nachdem es noch in Berlin in einem Vergnügungs-Clubabend ein Konzert gegeben hatte, vom Bahnhof Friedrichstraße in einem fahrplanmäßigen Zuge nach Thorn befördert worden.

Vom 18. Havelländischen Gouturnfest haben die Photographen Selke & Runge verschiedene Momente

aufnahmen gemacht, die in den Schaufenstern am Geschäftshaus zur Ausstellung gelangen. Bisher sind zur Schau gestellt: der Einzug der Turner über die Charlottenbrücke am Sonntagabend, Begrüßung und Festzug am Rathaus, Stabübungen der Jugendabteilung, Übungen am Baren und Red, sowie die Tribüne. Andere Aufnahmen werden noch folgen.

Gestern veranstaltete das 1. Garde-Regiment zu Fuß zu beiden Seiten des Gatower Sees, im Grünwald und auf den Höhen südlich von Gatow, eine Feldübungsübung; ein Bataillon, das von Potsdam in die Gegend des Karlsberges marschiert war, wurde mittels Bontons von Mannschaften des Garde-Pionier-Bataillons über den See gesetzt. An der Übung nahm Prinz Eitel Friedrich teil.

Die Vorstände des Havelländischen Schützenbundes traten Sonntag, den 7. d. Mts., zu einer Sitzung in Potsdam zusammen. Es wurde beschlossen, das diesjährige Bundesfest am 11. und 12. August nicht in Nauen, sondern in Werder abzuhalten. Neu eingetreten in den Bund ist die Schützengilde Friesack.

Um allen denjenigen, welche beruflich verhindert sind, oder welche nicht die Möglichkeit haben, an einem Unterrichts-luxus in Stenographie teilzunehmen, Gelegenheit zu geben, die Stenographie erlernen zu können, hat der 6. Bezirk des Märkischen Stenographen-Bundes Stolz-Schrey die Einrichtung brieflichen Unterrichts getroffen. Der briefliche Unterricht, welcher in 8 Lektionen in gewöhnlicher Weise erteilt wird, bietet die beste Gelegenheit, ohne viel Zeitaufwand das System Stolz-Schrey gründlich zu erlernen. Ein Honorar wird für die Unterrichtserteilung nicht erhoben. Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an den Obmann für brieflichen Unterricht, Paul Reinwald, Berlin, Prenzlauer Allee 34.

Wetterbericht vom Montag, a b e n d s : Leiber hat sich die Wetterlage wieder ungünstiger gestaltet, eine Depression, die abzieht, befindet sich über der Ostsee, eine neue lagert über Schottland, die ostwärts fortschreitet, so daß die nächste Zeit uns noch immer täglich Regenschauer und Gewitter bringen wird. Ein „Hoch“ zeigt uns die Wetterkarte im Südwesten, ein weniger bedeutendes über Schlesien bis Ungarn. Das erwünschte, völlig trockene Wetter wird deshalb noch auf sich warten lassen.

Vorausichtige Witterung am Mittwoch: Wechselnd bewölkt, zeitweise heiter, Regenschauer, vielfach Gewitter, früh etwas kühl, Tag mäßig warm; am Donnerstag: Abwechselnd heiter und wolfig, früh kühl, Tag etwas wärmer, zuerst trocken, später vielfach Gewitter.

Aus der Provinz.

Der ordentliche Verbandstag Brandenburgischer Bauergewerksmeister wurde unter Anwesenheit von Delegierten aus zahlreichen Orten der Provinz am 7. und 8. Juli in Weesow abgehalten. Landrat Nothe betonte in seiner Begrüßungsansprache die mannigfachen Verdienste der Bauergewerksmeister um den Heimatschutz und die Pflege des Handwerks; der Bürgermeister von Weesow, Verthold, hieß die Teilnehmer in den Mauern der alten, charakteristischen Stadt willkommen, die manche interessante Bauwerke aufweise. Ueber den sogenannten kleineren Befähigungsnachweis referierte der Vorsitzende der Handwerkskammer Frankfurt a. O., Baummeister H. Neg. Er begründete eine Reihe von Forderungen, die der Handwerkskammer und den durch sie vertretenen Gewerben die notwendige Bewegungsfreiheit auch unter den neuen Bestimmungen sichern sollen. So sollen bei wichtigen Entscheidungen insbesondere bei der Lehrlingsfrage die Kammer und nicht die unteren Verwaltungsbehörden die Entscheidung treffen. Zur Meisterprüfung soll nur zugelassen werden, wer die Befähigungsprüfung abgelegt hat, außerdem soll die Uebergangszeit von 5 auf 3 Jahre herabgesetzt werden. Die Versammlung beschloß, daß diese Forderungen dem im September zusammentretenden allgemeinen Deutschen Bauergewerkskongress vorgelegt werden sollen. Der Vorsitzende Zimmermeister Ferd. Krüger-Potsdam berichtete über die jüngsten Entscheidungen des Ministers in Sachen der Berechnung des Materialwertes zum Preis der Beträge über Ausführung der Hochbauten. Stadtrat Buschow-Gesow schilderte den Verlauf der Delegiertenversammlung der Nordöstlichen Bauergewerkskammer. Von den Satzungsänderungen, die beschlossen wurden, ist als bemerkenswert mitzuteilen, daß künftig auch ordentliche Verbandstage in Berlin abgehalten werden sollen, der nächste dürfte im Februar 1908 tagen. Den Schutz des Gesellschaftstitels bezweckte ein Antrag, den der Vorsitzende des Verbands Hirschberg-Neuruppin begründete. Es wurde als großer Mißstand bezeichnet, daß infolge mangelnder gesetzlicher Bestimmungen zahlreiche unfertige Elemente sich als Gesellen ausgeben und das Handwerk schädigen. Dieser Antrag, sowie ein anderer, der eine einheitliche Regelung der Gehaltsätze für Handwerksmeister wünscht, wurden dem Vorstand zur weiteren Veranlassung überwiesen.

Sonntag früh 1/2 Uhr wurde in den Anlagen beim Eingang des Parks von Sanssouci, unweit des Obelisken, die Leiche eines bisher unbekannt gebliebenen, etwa 20-jährigen Mannes in sehr zerrissener Kleidung entdeckt. Der noch geringe Inhalt einer bei ihm vorgefundenen Flasche wies darauf hin, daß sich der Lebensmüde mittels Arsenik vergiftet hatte. Feuerwehrlente sorgten für Beseitigung der Leiche nach der Friedhofs-tapelle.

Die schweren Gewitter, die in der letzten Zeit in der Neu-märk niedergegangen sind, haben so viel Regenmengen gebracht, daß die niedrig gelegenen Wiesen größtenteils unter Wasser stehen. Viele Besitzer müssen deshalb ihr Heu aus dem Wasser heraus und auf höher gelegene trockene Stellen bringen. Auf der Feldmark des Gutes Hohengrape bei Vernein wurde beim letzten Gewitter die Frau eines Schnitlers vom Blitz getroffen. Sie fiel zu Boden und war eine Leiche.

Eine andre Person wurde durch den Schlag nur auf kurze Zeit betäubt und erholte sich alsbald wieder. Ueber Jäckerik, Kreis Königsberg, ging am Sonntag wieder ein schweres Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen nieder. Der Blitz schlug in ein Wohnhaus ein, ohne zu zünden oder erheblichen Schaden anzurichten.

In Friedland, Kreis Lübben, hat eine Frau Ulrich bei Verfolgung einer Katze aus Versehen ihre Schwiegermutter erschossen. Ueber den Unglücksfall wird der „Frankf. Oder-Zeitung“ berichtet: Die Getötete rief am Sonntagabend ihren Sohn, um eine im Zimmer der Mutter befindliche Katze mit dem Tsching zu erschlagen. Als der Genannte sah, daß die Katze im Schrank Zuflucht gesucht hatte, verspernte er ihr den Ausgang, indem er sie mit der Schrautür anflemmte. Hierauf rief er seiner in der Küche beschäftigten Frau zu: „Komm schnell, ich habe sie!“ Die eilends Hingekommene ergriß in der Hast das Tsching und schlug damit auf die eingeklemmte Katze ein. Hierbei entlud sich die Waffe, und das Geschloß drang der Niedergebüht danebenstehenden alten Frau gerade ins Herz. Mit einem Aufschrei sank sie zu Boden und war sofort tot.

Berliner Lokalnachrichten.

Sonntag nachmittag verstarb im 51. Lebensjahr der königliche Kriminalkommissar Walter v. Bäckmann, welcher der Abteilung IV des Polizeipräsidiums fast 19 Jahre angehörte. Der Heimgegangene war ein außerordentlich tüchtiger Beamter, der in seiner kriminalistischen Laufbahn ungewöhnliche Erfolge erzielte.

Der 3. Meldendiebstahl-Lütte ist in London, wie nach der „Frei. Ztg.“ der Berliner Kriminalpolizei von dort telegraphisch wird, gefangen und festgenommen worden. Da aber kein Haftbefehl vorlag, so wurde der Gauner, als er sich beim deutschen Generalkonsul beschwerte und versprach, sofort nach Berlin zurückzukehren und „das große Mißverständnis“ sofort aufzuklären, wieder freigelassen. So konnte der Spionbude getrost wieder von dannen ziehen, und die Polizei wird jetzt sehen können, wo sie ihn aufreibt.

Berlin ist um ein Original bereichert worden. Es ist, wie die „Nordd. Allg. Ztg.“ schreibt, ein in Sandalen wandelnder Jüngling, den eine Loga schmückt, und der sich der „neue Mensch“ nennt. Ein Lederkranz, den eine goldgelbe Spange zusammenhält, schmückt das Haupt. Der „neue Mensch“ handelt mit — Zeitchriften. Ein Schwarm von jungen Leuten folgt ihm auf Schritt und Tritt. Die Bücher, die der „neue Mensch“ verkauft, tragen die Schlagwort: Reform, Licht, Luft, Sonne.

Vermischte Nachrichten.

Ein schweres Unwetter hat nach der „Tägl. Nachs.“ in Mittelschlesien, Niederschlesien und dem südlichen Teile Oberschlesiens großen Schaden angerichtet. Zahlreiche Gebäude sind infolge Blitzschlags niedergebrannt. In Waldenburg ging ein wolkenbruchartiger Regen nieder; in den tiefergelegenen Straßen standen alle Kelleräume, sowie auch die zu ebener Erde gelegenen Geschäftsräume zum Teil meterhoch unter Wasser. Der von der Stadt Waldenburg unter großem Kostenaufwand neu geschaffene Felsensteg wurde vollständig zerstört.

In St. Paul wurde am Sonntag ein Schiller-Denkmal enthüllt. Dr. Theodor Barth hielt an die Feiernversammlung eine Ansprache. Von dem deutschen Kaiser traf folgendes Telegramm an den deutschen Konsul Brunow ein: „Die Nachricht, daß auch in St. Paul dem großen Dichter von den deutschen Stammesgenossen ein Denkmal errichtet worden ist, erfüllt mich mit lebhafter Freude. Sprechen Sie dem Vorstand bei der heutigen Enthüllung meine besten Glückwünsche aus. Wilhelm I. R.“ — Das Denkmal ist ein Geschenk der deutschen Einwohner an die Stadt.

Ein Pariser Hauswirt, der eine große Anzahl Häuser sein eigen nennt, ist auf eine zwar etwas außergewöhnliche, dafür aber um so besser wirkende Idee gekommen, seine vielen Mieter an sich, d. h. seine Wohnungen zu kesseln, oder im Falle eines Wechsels sofort wieder für Ertrag zu sorgen. Am Ersten jeden Monats versammelt dieser Menschenfreund nämlich, so erzählt die „Londoner Daily Mail“, seine sämtlichen Mieter um sich und läßt jeden einzelnen aus einem umfangreichen Beutel ein Los für sich herausziehen. Der Glückliche, welcher das Los mit der vorher als Treffer beinahegegebenen Nummer erwirbt, braucht für den laufenden Monat keine Miete zu entrichten. Diese prächtige Aussicht, einen Monat, und wenn das Glück einem hold und günstig gestimmt, vielleicht sogar mehrere Monate im Jahre, mietfrei in dem nicht gerade billigen Paris wohnen zu können, wirkt derartig bezaubernd und anziehend auf die zahlreichen, sonst recht verschiedenen Parteien, daß sie von Jahr zu Jahr geduldig wohnen bleiben, immer in der stillen Hoffnung, der nächste Ernte werde aber endlich ganz gewiß „ihre“ Glückstage sein. Dabei rechnet der schlaue Pariser Hauswirt ganz richtig — und kommt sehr wohl auf seine Kosten, trotz der einen, für ihn verlorenen Monatsmiete. Seine Wohnungen sind stets besetzt, die durch das häufige Umziehen hervorgerufenen Kosten für Reparaturen usw. vermieden, ebenso der unvermeidliche Zerger, der jeder Kündigung und jedem Wechsel anhängen pflegt.

Wie aus Jüssen (Algäu) gemeldet wird, ist beim Ueberfahren der Kellenschroffen zur Kellenspiße ein Sohn des Eisenhändlers Abrell aus Kempten abgestürzt. Er war sofort tot. Sein Begleiter Namens Belmann aus Kempten, verließ sich und muß durch eine Rettungs-Expedition heruntergeholt werden.

Terminkalender.

Donnerstag, den 11. Juli.

Mittags 12 Uhr letzter Termin für Einreichung von Angeboten an das Postbaubureau, Reichsdrucker Straße 116, III., zur Verdingung von Maurerarbeiten.

Diese Nummer ist 8 Seiten stark.

Ueber Mosaik.

Von Ludwig Segebarth.

(Nachdruck verboten.)

Mögen es nun Hochzeits- oder sonstige Vergnügungsreisende, Bildungsbedürftige oder Gelehrte sein, alle, welche den Boden der „ewigen Stadt“ betreten, werden auch den wunderbaren St. Petersdom aufsuchen. Gewohnheitsgemäß wird der pflichtgetreue Italienreisende, nachdem er den imponierenden Gesamteindruck des gewaltigen Baues auf sich hat wirken lassen, sich nun an Hand seines Meyers oder Bäckers dem Studium der Delbilder über den Altären zuwenden wollen. Zu seinem größten Erstaunen muß er feststellen, daß die größte Kirche der Erde keine derartigen aufzuweisen hat. Wohl ermangelte S. Pietro in Vaticano in frühern Zeiten auch dieses Schmuckes nicht, doch wurde er entfernt und befindet sich nun teils in der Vatikanischen Gemäldegalerien, teils in der Kirche S. Maria degli Angeli. Erst jetzt wurden die biblischen Vorgänge durch kunstvoll ausgeführte Kopien aus Mosaik.

Welches Volk sich die Erfindung des Mosaiks, wie man die Nebeneinanderreihung verschiedenfarbiger kleiner Steine oder Glasstücke zu einer Flächenmalerei bezeichnet, zuschreiben darf, ist nicht mit Bestimmtheit festgestellt worden. Doch führt die Spur in das graueste Altertum; schon die Ägypter und Perser sollen diese Kunst, wenn auch in beschränktem Maße, geübt haben. Von den Griechen wissen wir, daß sie mit großem Geschick und in vollendetem Geschmack die Fußböden ihrer Tempel und Wohnräume ausschmückten, indem sie zunächst Mengen bunter Kieselsteine zu Linien- und Flächenmustern zusammensetzten, seit der Zeit Alexanders des Großen sogar ihre Wände mit Mosaikbildern bekleideten. Ein hervorragender Künstler in dieser Technik war Sosos aus Pergamon. Von ihm stammt der bizarre Gedanke, Fisch- und Knoschenreife, die nach damaliger Sitte von den tafelnden Griechen auf den Fußboden geworfen wurden, in einem Mosaik zu kopieren. — Auch die Römer befreundeten sich bald mit dieser Kunst. Vortreffliche Proben hat uns das ausgegrabene Pompeji überliefert. Eine ausgezeichnete Steinkomposition fand man daselbst in der sogenannten Casa del Farnesio, die berühmte Alexander Schlacht, welche jetzt im Museo Nazionale in Neapel das höchste Entzücken aller Kunstverständigen erregt. Im wilden Ansturm jagt der makedonische Held an der Spitze seiner Krieger den stehenden Darius mit seinen Persern vor sich her. Um den unglücklichen König vor der Gefangennahme zu retten, wirft sich ein Unterfeldherr dem Alexander entgegen, der ihm zornig ob des Widerstands den Speer durch den Leib rennt. Außer geschichtlichen und mythologischen Szenen waren Darstellungen aus dem Tierleben sehr beliebt. Ein Mosaik zeigt in seinem obern Teile eine wilde Katze, die gerade im Begriff ist, ein Rebhuhn zu erwürgen, in seinem untern Teile zwei Enten, Muscheln und Seeplanken. In vielen Türschwelen grüßte ein in Mosaik ausgeführtes „Haw“ oder „Saw“, auch das noch heute übliche Warnungszeichen „Achtung, Hunde!“ fehlte nicht in Gestalt eines „bissigen Käfers“, naturgetreu aus Steinchen zusammengesetzt. Ein wundervoller Brunnen wurde in der Casa della Fontana Grande aufgedeckt. Er hatte die Gestalt einer in sich abgeschlossenen Nische, die ganz aus Mosaik bestand. In der Mitte des Bruchstücks, unterhalb einer Göttermaske, schloß das Wehler im breiten Strahle über 6 Warmbrunnen in das Bassin hinab. Zu einem unerhörten Luxus arbeitete während der römischen Verfallzeit die Mosaikkunst aus. Die kostbarsten Gesteinsarten traten

an die Stelle des Marmors oder der Kieselstücke, wie wir an Exemplaren im Lateran sehen. Das schöne „Taubenmosaik“, welches in dem Sommerpalast des letztgenannten Kaisers unfern Livorno aufgefunden wurde, lehrt uns, in welchem bedeutenden Maße die Steinmalerei sich vervollkommen hatte. Nicht größer als ein Stecknadelknopf sind die einzelnen dazu verwendeten Stücken! Ebenso wie die siegreichen Römer von den niedergeworfenen Griechen die künstlerische Behandlung des Marmors lernten, so verbreiteten sie bei den von ihnen unterjochten Völkern die Technik des Mosaiks. Von Julius Cäsar wird erzählt, daß er auf seinen Feldzügen stets mehrere derartige Boden- und Wandbekleidungen mit sich führte, um diesen ihm gewohnten Luxus auch nicht bei den Barbaren zu entbehren.

Eine überaus farbenprächtige Anwendung fand die Mosaikkunst im Anfang des Mittelalters unter dem byzantinischen Kaiserthum. Die Chormischen, Kuppeln, Seitenwände, ja sogar Außenfassaden der Kirchen erstreckten im glänzendsten Goldgrund, in welchen vermittelst bunter Glasstücke Figuren von biblischen Personen oder weltlichen Königen eingesetzt waren. Von hoher Bedeutung sind die um 495 entstandenen Mosaiken im Baptisterium zu Ravenna. In den Winkeln der untern Arkaden zieht sich ein Rankenwerk entlang mit je einem Oval, in welchem sich die Gewandfigur eines Heiligen befindet; an der Kuppelwölbung prägen, umgeben von Blumen (dem Sinnbilde des Paradieses) die zwölf Apostel. In der Mitte ist die Darstellung der Taufe Jesu durch Johannes.

Von großer Wichtigkeit für diese Epoche sind auch die Mosaiken in den übrigen Gotteshäusern derselben Stadt, sowie die alttestamentarischen Vorwürfe in Santa Sabina und Santa Maria Maggiore zu Rom. Gleichen Wert besitzen die vortrefflichen Kompositionen in den Kirchen und dem Palast des Justinian in Konstantinopel.

Während alle diese Mosaiken noch einen leisen Anklang an die Antike haben, erlirrt von nun an der byzantinische Stil zu konventioneller, typisch werdender Lebenslosigkeit, wie uns die Steinbilder im Lateran und in Sant' Agnese deutlich beweisen. Im 9. Jahrhundert ging die Mosaikkunst sichtbar dem Verfall entgegen; die äußeren Arbeiten wurden unglaublich roh ausgeführt, die feinen Gestalten mit dunkeln, schwarzen Strichen ungeschön umrahmt, die Flächen einseitig und reizlos ausgefüllt. Erst als sich eine förmliche Schule griechischer Mosaikisten herausbildete, trat ein kleiner Umschwung zum Bessern ein. Brächtige, achtunggebietende Werke entstanden in den Kirchen Siziliens, vornehmlich in Santa Maria dell' Ammiraglio zu Palermo. Einen fast romanischen Charakter zeigen die Mosaiken in der Kapelle San Zeno und im Torcello, beide in der alten Lagunenstadt Venedig, den sogenannten „florentinischen Stil“ die Ende des 13. bezw. Anfang des 14. Jahrhunderts gesetzten Steinbilder in den Domen zu Pisa und Florenz, sowie in San Giovanni Laterano zu Rom. Das große Mosaikgemälde im Dom zu Pisa (Christus und Johannes) ist infolge noch von Zerstörung, als es die einzige derartige Arbeit von Cimabue ist, für welche eine urkundliche Beglaubigung aufgebracht werden kann. Die „Verfälschung“ im linken Querschiff des Gotteshauses stammt von einem Schüler des vorgenannten Meisters; leider ist sie in nicht gerade glücklicher Weise modernisiert worden.

In den übrigen Ländern hat die Mosaikkunst verhältnismäßig wenig Anklang bezw. Verbreitung gefunden. Für Deutschland kommt hauptsächlich die Marienkirche der Maria mit dem Kinde an der Schloßkapelle in Marienburg, sowie der „gemarterte Evangelist“ am Dom zu

Marienburg in Betracht. Böhmen hat die Darstellung des jüngsten Gerichts an dem St. Veits-Dom in Prag aufzuweisen; doch nimmt man jetzt allgemein an, daß italienische Arbeiter das Werk ausgeführt haben.

Auch der im 11. Jahrhundert erfolgte Aufschwung der Mosaikbehandlung in Italien war nicht von Bestand. Die englischen Mode gewordene Freskomalerei schlug ihre Nebenbuhlerin siegreich aus dem Felde. Zwar wurden immer noch vereinzelt Mosaikarbeiten hergestellt, namentlich von römischen Künstlern im 18. Jahrhundert; doch handelte es sich meist nur um Nachbildungen berühmter älterer Werke. So ließ z. B. Napoleon I. das Abendmahl von Leonardo da Vinci in der Größe des Originals kopieren.

Noch erwähnt werden mag eine Art, die „Goldmosaik“, welche häufig mit wertvollen Inkrustierungen von Eisenblech oder Metall verbunden ist. Benedetto da Majano und Giovanni da Verona zeichneten sich besonders hierin aus.

Heutzutage kann sich jeder in den italienischen Städten einen Mosaikschmuck als Andenken an das „bel paese“ zulegen, die Damen eine zierliche Brosche, die Herren eine Uhrkette. Namentlich auf dem Campidoglio zu Rom fanden die Händler arglistig auf den Fremden. Mit verführerischen Worten, sich selbst fortgesetzt unterbietend, preisen sie ihre Waren so lange an, bis sie diese glücklich losgeschlagen haben.

Was tut's ihnen, wenn der Käufer in seiner Heimath merkt, daß er sie hier ebenso wohlfeil oder gar billiger ebenfalls hätte erwerben können.

Beste telegraphische Nachrichten.

(Von Wolffs Telegraphischem Bureau.)

Marienburg, 8. Juli. Die „Duna“, mit der Kaiserin an Bord, ankerte heute nachmittag in der Marienburg-Bucht vor dem Schloß Marienburg. Ein Torpedoboot lief in den Hafen ein; die Kaiserin ging im Laufe des Nachmittags am Land und machte im Marienburg-Walde einen kurzen Spaziergang.

London, 8. Juli. Im Unterhause sagte der Parlamentssekretär H. C. Fox in Beantwortung einer Anfrage, die Sicherheit des Raids Maclean betreffend, daß die englische Regierung auf die maurische Regierung einen Druck ausüben hinsichtlich der Notwendigkeit, die größten Anstrengungen zu machen, um die Befreiung Macleans zu erlangen, daß sie jedoch die maurische Regierung davor gewarnt habe, irgendwelche Schritte zu tun, welche die persönliche Sicherheit Macleans in Gefahr bringen könnten.

Petersburg, 8. Juli. Der Ministerrat hat das Marineministerium ermächtigt, für 1908 bis 1911 zum Bau von Kriegsschiffen und deren Ausrüstung mit Artillerie und Torpedos alljährlich 31 Millionen in das Marinebudget einzustellen und den in das Budget für 1908 für vorausgesehenen aber noch nicht durchgeführte Maßnahmen eingestellten Kredit zur Finanzierung der Bauten im laufenden Jahre zu benutzen.

Konstantinopel, 8. Juli. („Wiener N. N. Telegr. Korresp. Bur.“) Infolge einer aufgezogenen Korrespondenz des Wanderschatz (Custom, des Nachfolgers des vor einigen Monaten bei Fliß gesunkenen Navignoro, sind gegen 41 kompromittierte Bulgaren in Fliß, meistens angebliche Persönlichkeiten, Haft befohlen worden. 15 Verhaftungen wurden bereits vorgenommen. Die übrigen Personen sind teils flüchtig geworden, teils haben sie sich verborgen.

Tanger, 8. Juli. („Neuerliches Bureau.“) Nach hier erliegenden Nachrichten bewegt sich Kaifuli nach der Grenz des Gebiets des Benihas-Stammes hin und sucht ein mögliches Vorgehen des Stammes der Omas zu vermeiden. — Der Sultan hat die Nachricht von der Gefangennahme Macleans mit großer Besorgnis aufgenommen und geäußert, er werde alles, was in seiner Macht stehe, tun, um eine baldige Befreiung zu bewirken.

Washington, 8. Juli. Der hiesige mexikanische Gesandte ist offiziell in Wrede, daß Verhandlungen zwischen hinsichtlich der Erwerbung der Magdalena durch die Vereinigten Staaten.

Bienenzucht in der Großstadt.

(Nachdruck verboten.)

Die Vorbedingungen der Bienenzucht liegen auf dem Lande, hier sind die weiten Gärten, die königlichen Wälder, hier ist der Weg für die fleißigen Immen frei. Trotzdem hat auch die Großstadt, wenn auch in beschränktem Maße, ihre Bienenzucht, ebenso wie z. B. das maltsche, steinerne „Eretheion“ sogar seinen „Weinbau“ hat.

Auf dem Lande ist die Bienenzucht für den Bauer fast eine wirtschaftliche Notwendigkeit, für den Lehrer, den Beamten eine angenehme Nebenbeschäftigung, deren klingender Ertrag bei geringen sonstigen Einnahmen oft schwer ins Gewicht fällt. In der Großstadt fallen diese beiden Gründe fort. Der Großstädter, der Bienenzucht treibt, ist sicherlich ein alter Züchter, der vom Lande in die Stadt verschlagen wurde und der in dem steinernen Häusermeer seine Immenwälder nicht wissen will.

Die Laubentoniolen der Großstädte, diese kleinen Gartenanlagen von wenigen Quadratmetern Raum vor den Türen der Stadt, wo der zufriedene Bürger nach des Tages Arbeit Kartoffeln, Gemüse und Blumen in bescheidenen Mengen anpflanzt und sorgfältig pflegt, wo er den Sonntag und den Feiertag im Kreise der Seinen gern verbringt, sind für Bienenzucht recht wenig geeignet. Die guten Freunde und gestreuten Nachbarn würden gar bald Einspruch erheben gegen das Treiben der hummenden Schar, der sie eine allzu große Unmossigkeit gegen menschliche Wesen ganz mit Unrecht zuschreiben.

Daher bleibt dem Züchter nichts übrig, als in der Stadt selbst seine Immen unterzubringen. Und auch hier finden die fleißigen Tierchen sich zurecht, wenn auch ihre Arbeit etwas mühsamer ist als auf dem Lande. Müssen sie doch hier meist erst mehrere Hundert Meter steigend zurücklegen, ehe sie Gelegenheit finden, die süße Beute zu erlangen. Aber sie lassen sich die Mühe nicht verdriessen, und Keisen bis 500 Meter fürchten sie nicht.

Es scheuen keine Unbequemlichkeiten, und gar bald haben sie sich in das großstädtliche Getriebe eingelebt, sie sind Großstädter geworden.

Mit dem Milieu ihrer Behausung ist es freilich meist nicht gerade erfreulich bestellt, obgleich ja auch jetzt schon um jede größere Zentrale sich Gartenorke bilden, in denen die Bienenzucht fast ebenso frei und ungehindert, wie auf dem Lande, betrieben werden kann.

In der innern Stadt allerdings stehen dem Freunde der Bienenzucht gar manche Schwierigkeiten entgegen. In eine Aufstellung in den wohl hin und wieder zu findenden sogenannten Gärten ist nicht zu denken. Denn meist sind es nur schmale Sandstreifen, ohne Licht und Luft, die auf den Namen Garten durchaus keinen Anspruch haben. Jammervoll sind sie eingeklemmt zwischen meterhohen Mauern, und kümmerlich vegetieren hier höchstens ein paar Lorbeerbäume in grünen Goldtöpfen. Hier würde jedes Bienenvolk gar bald elend zugrunde gehen.

Rein, die Bienen brauchen Sonnenlicht und Sonnenwärme. Und dies erreichen sie in der Großstadt nur noch oben über dem Straßengewölbe, wo die Luft schon rühmlich ist und wo nicht allerlei Staubteilchen zu Milliarden die Luft verunreinigen. Hier oben auf den meist flachen Dächern können ganze Bienenvölker eingerichtet werden. Hier können viele Völker nebeneinander ihren Platz haben. Sie hören niemand hier oben in luftiger Höhe und können ruhig und ungehindert von hier aus ihrer „fügen“ Arbeit nachgehen. Mit Blumenkasten und Büchchen in Stüben kann hier der Züchter ein kleines Gartenreich schaffen, in dem er seiner Vokation lebt, ohne befürchten zu müssen, daß seine „staubeligen“ Kreunde in Unfrieden geraten mit den Menschen und ihm Ungelegenheiten machen. Der Luftzug ist hier oben auch nicht schärfer als unten, wo die Straßenecken schwarze Kreuzwinde schaffen; auch der Rauch aus den Schornsteinen wird nicht allzu förmlich wirlen, und doch jetzt fast alle Häuser mit modernen Rauchfängen versehen, die den Rauch — soweit nicht für ausreichende Verbrennung gesorgt ist — abfangen oder infolge ihrer respektablen Länge in höhere Luftregionen leiten.

Nicht jedes Haus ist aber zur Anlage eines Dachgartens geeignet. Es gibt auch noch Häuser mit schrägen zulaufenden Seitendächern oder mit Dächern aus Glas. Aber auch dann kann man sich helfen, dann muß eben eine Bodenluke herhalten, in die der Bienenvolk gestellt wird und die nach dem Sonnenaufgang hin gelehrt sein muß; auch ein Kammerfenster kann dem Zwecke dienen, wenn die Bienenwohnung aus dem Fensterbrett so aufgestellt wird, daß das Fenster nach außen hin völlig abgeschlossen wird durch Glas oder durch Wasse, damit die Bienen nicht in Versuchung kommen, sich im Innern des Zimmers heimisch zu machen. Frey, a. Vertepich, einer der herorragendsten Imker aller Zeiten, der schon frühzeitig für die Bienen große Liebe hegte, trennte sich auch in seinen Studentenjahren nicht von ihnen; er stellte seine Bienenvölker, wie die Blumenstöcke, einfach auf das Fensterbrett seiner bescheidenen Studentenbude, freilich sehr zum Mißgefallen seiner braven Wirtin.

Der erste Fall dieser Art, daß man Bienenvölker geradezu im Zimmer unterbrachte, mangels anderer Gelegenheit, wird aus Schellen berichtet. Hier stellte Anfang des vorigen Jahrhunderts ein biederer Handwerksmeister in Weize, der einen Garten nicht ein eigen nannte, mehrere Bienenvölker in den Fensteröffnungen seiner Wohnung im zweiten Stock eines Hauses auf. Er hatte mit dieser neuen, etwas gewagten Methode Erfolg; denn die Bienen arbeiteten dort so ungehindert wie im Garten; ja, noch mehr, sie flatterten sogar den Futterbüchern und Bienenkörnern der Stadt gern ausgebreitete Besuche ab, bis diese ihnen die neue Nahrungsquelle abschüttelten, indem sie ihre leeren Produkte hinter die Ladenfenster zurückgaben und nicht mehr frei zur Schau legten. Die Futterbücher konnten zwar nicht nachweisen, welchem Imker die Räuber gebörten, aber jeder Bienenvater hätte selbst ausstellen vermocht, ob seine Immen dabei beteiligt waren; denn

da die Bienenflügel, über die sich die Bienen hergemacht hatten, mit allerlei Farben bemalt waren, nahm auch der daraus resultierende Honig die sonderbarsten Färbungen an. Das Beispiel derartiger Zimmerbienenzucht fand bald Nachahmung, und ein tüchtiger Imker brachte auf diese Weise sogar 86 Völker in seinem Hause unter.

Dit werden auch Bienen durch Zufall nach menschlichem Wohnen verschlagen. So gar in unbewohnten Schornsteinen haben sie sich schon angehebelt, in Kirchdächern, Dachrinnen usw. Aber ohne zwingende Gründe suchen sie solche Wohnstätten nicht auf. Nur, wenn sich ein Schwarm verfliegen hat, läßt er sich in der Not an solchen Orten nieder.

In den Großstädten sucht er dann oft an den sonderbarsten Stellen ein Unterkommen zum Entgehen des dieses Anblicks ganz ungewohnten Publikums. In Straßenbahnwagen haben sich solche Schwärme schon festgesetzt, ja, sogar in eine Laterne sind sie schon eingekommen. Dann muß freilich das „Mädchen für alles“ der Großstädte heranz, die Feuerwehr, um die ungewohnten Gäste zu vertreiben. Mit Bienenhaube und Rock rücken die modernen Feuerwehrmänner heran und beginnen das Werk des Einfangens der geflügelten Schar. Weist lassen sich die ermatteten Bienen willig in den Korb hineinbringen, oft muß aber erst ein kalter Wasserstrahl sie beruhigen und gefügig machen. Für die Großstadt ist das wahrlich ein seltenes Schauspiel, das Hunderte von Zuschauern anlockt, die in respektvoller Entfernung dem Trauengeschäft zusehen.

Eine feltame Wohnung hatte sich, wie längst berichtet wurde, ein kleiner Bienenschwarm in Charlottenburg aufgeschickt. Hier bemerkte ein Willensbesitzer mehrere Tage hindurch am Morgen stets Bienen in seinem Schlafzimmer. Er ließ sie stets durch das Fenster heraus in der Meinung, so hätten sich zufällig in das Zimmer verirrt. Ihre Zahl nahm aber von Tag zu Tag zu. Endlich fand er des Rätsels Lösung. Als er einmal das Schlafzimmer, in dem er sonst nicht zu weilen pflegte, gründlich durchsuchte, fand er, daß sich ein Bienenschwarm in einem Strohhut, der abseits an der Wand hing, angehebelt hatte und schon einen beträchtlichen Honigvorrat eingetragen hatte. So kann jemand Imker werden, ohne daß er die Absicht dazu hat.

In einer Berliner Boroschstraße vertrieb kürzlich ein Bienenschwarm sogar eine ganze Familie, die am Kaffeetisch saß. Ansicht flohen die Ueberfallenen, während die Bienen sich über die Zuckerdose hermachten.

Den Immen ist also auch in der Großstadt das Feld offen. Hoffentlich verlieren sie aber nicht die Lust an der Arbeit, falls sie einmal in den Schaufenstern der Delikatesshandlungen sehen sollten, was dort alles als „Honig“ ausgetrieben wird.

Hugo Frenz.

Haushaltungs-Bazar Markt 4

(Inhaber: **Rudolf Magnus**).

Mittwoch ist der letzte Tag
des
Total-Ausverkaufs.

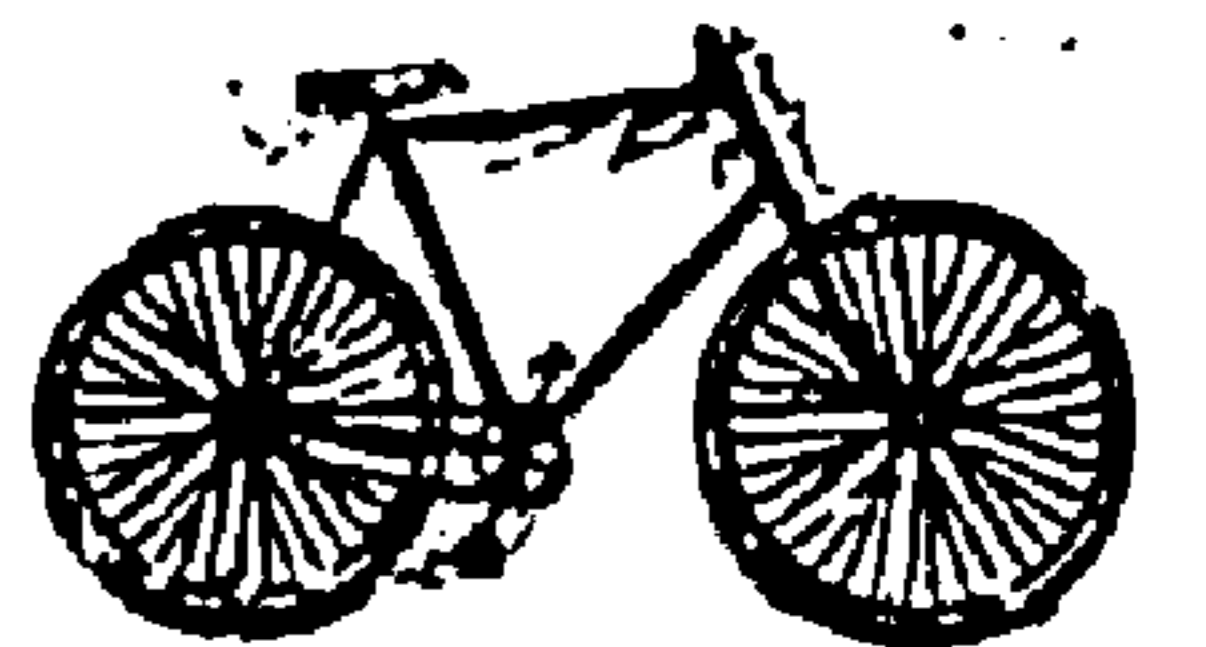
Diese günstige Gelegenheit,
billig einzukaufen,
verabsäume niemand. Die Waren werden zum Teil **weit**
unterm Selbstkostenpreis verkauft.



Lederwaren und Reise-Artikel.

Koffer, Reisetaschen, Samentaschen, Kurttaschen, Rucksäcke, Touristentaschen, Plaidriemen, Plaidhüllen, Schirmsfutterale, Reise-Necessaires, Altemappen, Rastmappen, Portemornates, Brieftaschen, Handtaschen, Ristentaschen, Damen-Gürtel.

P. Flemming, Breite Straße 24.



Excelsior-Fahrräder

Leihablang Bohe 3 R.
Reparaturen billig.

Vertreter:
W. Lutter, Brüderstr. 37,
Ede Jägerstraße.

Emil Graetschel's

Weinhandlung und Weinstube,
Potsdamer Str. 40,

empfiehlt
zur Bowlenbereitung

preiswerte

Mosel- u. Rheinweine,

sowie deutsche

Schaumweine.

Täglich:

Frische Erdbeerbowle

B-Biston,
stark gebaut, billig zu verkaufen (Lager-
bachstr. 11, Hof I. II. (abends n. 6 Uhr).

Öfen-Harmonium, ganz besonders
billig.
Berlin, Französischer Str. 15, I. r.

Pianino, fast neu, sofort zu
verkaufen
Brüdenstraße 7, Hauschalz.

Pianino, fast neu, sofort zu verk.
in Falkenhagen bei
Seegefeld Nr. 63 bei Köpfer.

Damenfahrrad,
gut erhalten, zu kaufen gesucht.
Offerten mit Preisangabe unt. R. N.
an die Anz. d. Bl.

In der Lotterie

Gewinnt man wie noch nie
Bei **August Spitz,**
Das ist kein Witz!

Noch einige **Briefeuer, Westpreuß. Pferdlose!**
Für Pferdegewinn **70%**, für Silbergewinn **90%** bar.
Hauptgem.: **1 Equipage mit 4 Pferden!** — **Eichstatter**
Geldlotterie. Hauptgem. **15000 M.**, Lose 2,30 M. —
Tailfingen: Geldlotterie, Hauptgem. **15000 M.**, Lose
1,20 M. — **Düsseldorfer Ausstellungs-Lotterie!** Jedes
5. Los gewinnt. Hauptgem.: **10000 M.**, Lose 50 Pf. —
Siebengebirgs-Lotterie, Hauptgem. bar **100000 M.**,
Lose 4 M., halbe 2 M. — **Lose zur Kolonial-Ausstellung**
in der

Glückskollekte bei **Spitz,**
Bahnhofsstr. 2.

Großer Abbruch Spandau,

Brüdenstraße 1-4, Strefowplatz und Schiffbauerdamm: Doppel- und ein-
fache Fenster, Flügel, Schließungen und Kreuztüren, Sommer-Jalousien,
Tore, eiserne Dach- und Werkstattfenster, Bretter, Balken, Sparren, Säulen,
Nännen, Stollen, Fliesen, Ofen, Kochmaschinen, Abfallrohre, T-Träger,
1 Million Mauersteine, Pflastersteine, Granitblöcke und -Blatten, Klamotten,
10 Ladenvorbaue, 100 Ausgußbecken, ein photographisches Atelier, Brennholz
in Fuhren und Körben u. v. a. Sämtl. Sachen sind in Massen vorhanden.
Verkauf täglich freihändig von früh bis abends.

Die Butterhandlung der **Wilhelmstadt**
von **Carl Jacobczyk,**

Meher Straße 19, Ede Jägerstraße,
empfiehlt täglich frische

hochfeine Tafelbutter, Pfd. nur **1.10.**

Möbel

in gediegener, sauberer Arbeit kauft man am reellsten und
vorteilhaftesten nur bei einem Fachmann. Besichtigen Sie
vor jedem Möbelkauf die grossen Läger von Emil

Rebsch

welcher sich in der kurzen Zeit seines Bestehens durch reelle,
sachgemässe Bedienung und solide Preise laut Geschäfts-
prinzip: „Grosser Umsatz, kleiner Nutzen“ einen guten Ruf
und einen überaus grossen Kundenkreis erworben hat.

Hafenplatz 5, I. Etage.

Zahlreiche Anerkennungen. Fernsprecher 772.

Waldschlößchen Gartenfelde, „Bepitas Ruh“.

Am Mittwoch, den 10. Juli, von nachmittags 4 Uhr bis abends 11 Uhr:

Großes Garten-Frei-Konzert

mit Schlachtmusik,

ausgeführt von der Kapelle des Herrn Musik-
Direktors **O. Niel** in Schützen-Uniform
unter dessen persönlicher Leitung, sowie unter
— — Mitwirkung eines Tambour-Korps. — —

Hierzu laden ergebenst ein **O. Niel, O. Starck.**

Paul Flos

Bankgeschäft,
Neuendorfer Straße 105 (Gasenplatz).

An- und Verkauf
von Wertpapieren.

Kostenfreie Koupons-Einklösung.
Belebung v. börsengangigen Effekten.

Restoration ist umstände-
halber zu
Wamstraße 4.

Kaiser - Panorama.

(Zentrale aus Berlin, Passage.)
Diese Woche: Hochromantisch!

Salzburg Alpenbesteigung.

Menstruations-Pulver
— garantiert unschädlich! —

Luther-Drogerie,
Spandau, Lutherplatz 1,

Spezialgeschäft für chirurgische
Gummiwaren-Artikel zur Gesundheits-
und Krankengeg.

Erste Beilage zu Nr. 159 des Anzeiger für das Havelland.

Spandau, Mittwoch, den 10. Juli 1907.

Berlin, 9. Juli. (Vom Hofe.) Der Kaiser unternahm Montag vormittag, wie aus Bergen gemeldet wird, einen Spaziergang bei Langerode, arbeitete auf dem Kreuzer „Königsberg“ und nahm um 1 Uhr das Frühstück bei dem Kommandanten ein. Am Nachmittag lehrte er an Bord der „Hohenzofern“ und. Das Wetter ist wärmer und auflockernd.

(Reichstagswahl.) Nach der amtlichen Feststellung wurden bei der Reichstagswahl im Wahlkreis Oldenburg 3 (Delmenhorst) am 4. d. Mts. insgesamt 15 745 Stimmen abgegeben; von diesen erhielt Graf v. Galen (Fr.) 14 909, Böhlen (natl.) 686, Hennings (fr. Sp.) 52 und v. Friden (Fr.) 27 Stimmen; gesplittet waren 71 Stimmen.

(Zur innern politischen Lage) schreibt die „Nationalztg.“: Reichstagspräsident Fürst Bilo hat mit dem Staatssekretär des Innern, v. Bethmann-Hollweg, und mit mehreren Ministern in den letzten Tagen verschiedene längere Besprechungen gehabt. Man dürfe annehmen, daß es sich hierbei um die Fortführung jener Mission gehandelt hat, als deren einleitender Schritt die in Kiel vollzogenen Personalveränderungen zu betrachten sind. Es werde nunmehr darauf ankommen, die nächsten Aufgaben der innern Politik festzusetzen und sich über ihre Durchführung innerhalb der Regierung zu verständigen. Das wäre der zweite Schritt. Der dritte werde darin zu bestehen haben, mit den maßgebenden Faktoren die Verständigung anzubahnen.

(Zum Fall Curtius) wird den „Berl. R. Nachr.“ von einem ihrer Korrespondenten im Reichsland geschrieben: Der Präsident des Direktoriums der Kirche Augsburgischer Konfession Dr. Curtius, der sich beharrlich weigerte, wegen der Herausgabe der Hohelohes-Memoiren seinen Abschied zu nehmen, wird nun doch die Konsequenzen aus seiner literarischen Tätigkeit ziehen müssen und soll schon am 1. Oktober d. S. aus dem Amt zu treten beabsichtigen. Die ehsch-lothringischen protestantischen Konfessionen hatten Curtius ebenfalls gleich nach der Abreise des Kaisers eine Zustimmungsurkunde überreicht und ihn um sein Verbleiben im Amt ersucht, welcher Aufforderung er bis jetzt Folge leistete. Er wurde seitdem von allen höhern Beamten in Stralburg bei jeder nur möglichen Gelegenheit im persönlichen Verkehr ignoriert, oder, wie man zu sagen pflegt, „geschnitten“. Dadurch ließ er sich jedoch nicht im geringsten beirren. Schließlich ging man gegenwärtig zu einer andern Zahl über und fing an, ihn auch im amtlichen Verkehr zu ignorieren, d. h. alle von ihm persönlich bearbeiteten kirchlichen Angelegenheiten blieben im Ministerium bzw. im Statthalterpalast so lange als irgend möglich unerledigt. Es ist deshalb schon im Monat eine gewisse Störung in dem ganzen Geschäftsgange der kirchlichen Oberbehörden eingetreten, die unmöglich länger andauern kann. Nachdem nun vor einigen Wochen auch Herzogin von Baden, an deren Hof Präsident Curtius ein gern gesehener Gast ist, vergebens bei dem Statthalter Fritzen zu Hohelohes — wie in aus sicherer Quelle erfährt — zu seinen Gunsten interveniert hat, haben mehrere hervorragende protestantische Geistliche in den letzten Tagen ihren Präsidenten mit schwerem Verweis dazu veranlaßt, im Interesse der Kirche Augsburgischer Konfession jetzt dennoch nachzugeben und seinen Dienstaustritt zum 1. Oktober in Aussicht zu nehmen. — Ob das Entlassungsgesuch schon eingereicht ist, entzieht sich der Kenntnis des Verfassers des genannten Blattes, doch dürfte es sich bei der Einreichung nur um Tage handeln. Als mutmaßlicher Nachfolger gilt im geistlichen Kreise Frhr. v. D. Volk, jetzt eines vom Kaiser ernannten Mitglieds des Konsistoriums der Kirche Augsburgischer Konfession.

(Fahrkartensteuer für die 4. Klasse?) Wie einem Berliner Blatt zufolge in unterrichteten Kreisen angenommen wird, dürfte von dem Ergebnis der Fahrkartensteuer in der letzten Meistersitz die Entscheidung der Frage abhängig gemacht werden, ob auch die 4. Klasse von einem gewissen Betrag ab zur Fahrkartensteuer herangezogen werden soll, um einer weiteren Abwanderung aus der 3. in die 4. Klasse möglichst vorzubeugen. Dem Bundesrat würde dann ein entsprechender Vorschlag im Vorhinein gemacht werden. Auf Grund „zuverlässiger Informationen“ erklärt das „Berl. Tagebl.“, demgegenüber mitteilen zu können, daß weder im Reichsamt noch im Finanzamt und im Eisenbahnministerium an leitender Stelle von einem solchen Plane auch nur das mindeste bekannt ist.

(Ueber die Konferenz.) die, wie berichtet, Staatssekretär Dernburg mit einer großen Anzahl Industrieller und Kaufleute am Sonnabend im Reichskolonialamt abhielt, um über die weitere wirtschaftliche Ausgestaltung unserer Schutzgebiete Beratung zu pflegen, wird dem „Gauzinger“ von einem westpreussischen Teilnehmer der Verhandlung folgendes berichtet: In einer längeren Ansprache legte der Staatssekretär unter allgemeiner Zustimmung dar, daß die wirtschaftliche Entwicklung und die geordnete Entwicklung unserer Kolonien nur nach kaufmännischen Grundsätzen und ohne einseitige Fiskalität möglich sei. Im Laufe der Debatte wurden von den verschiedenen Teilnehmern der Konferenz der Reihe nach folgende Punkte erörtert: Export der Landesprodukte aus den Kolonien nach dem Mutterland und nach andern Ländern, sowie die bessere Kultivierung dieser Produkte, insbesondere Baumwolle, Kakaos, Kaffee, Kautschuk, Delf, Nüsse usw.; der Import deutscher Waren nach den Kolonien und der Wettbewerb hierin mit andern Ländern. Als besonderes Kapitel wurde behandelt die Einführung von Bodenbearbeitungsmaschinen und Geräten, die den dortigen klimatischen Verhältnissen entsprechen würden. Herr Dernburg bejahte diesen Punkt für die Kolonien als besonders wichtig. Kommerzienrat Benzli-Grauberg, der hierüber referierte, sagte zu, einen Ingenieur nach den Kolonien zu entsenden, der die Verhältnisse an Ort und Stelle studieren soll. Besonders wurde von den anwesenden Herren, die in Deutschafrika Handelsniederlassungen unterhalten, betont, daß an eine wirtschaftlich wirklich rationelle Entwicklung unserer Kolonien nicht früher zu denken sei, als bis die Länder durch Eisenbahnen weiter erschlossen werden. Der Staatssekretär bejahte als das zunächst zu erstrebende Ziel: die Ausgestaltung eines zweckmäßigen Eisenbahnnetzes. Er verabschiedete sich von den Herren mit der Versicherung, daß alle die gegebenen Anregungen sehr wertvolles Material für seine weiteren Maßnahmen bilden würden.

(Der Reichsnationale Kolonialverein.) Geschäftsstelle Berlin NW. 5, Wilsnacker Straße 44, versendet ein im Auftrag des Vorstands von dem ehemaligen Landesbauernmann von Deutsch-Südwestafrika, Major a. D. Kurt v. François, unterzeichnetes Flugblatt über seine Bestrebungen, dem wir folgende Sätze entnehmen: „Unsere Auffassungen über die notwendigen Reformen der Kolonialpolitik und

Kolonialwirtschaft, vor allem über die Notwendigkeit eines sozialen Einschlags in die letztere, werden heute in weiten Kreisen als richtig anerkannt. . . . So sehr die koloniale Fachpresse, geleitet vielfach bewußt oder unbewußt von kolonialgeschichtlich interessierten Kreisen, das Interesse für koloniale Dinge zu wecken bemüht ist, so wenig genügt sie ihrer Aufgabe, die kolonialen Grundprobleme in ihrer vollen Tragweite und ihrem ganzen Ernst dem Volke zum Bewußtsein zu bringen. . . . Die unabhängige nationale öffentliche Meinung muß sich deshalb organisieren, um diesen Gefahren gegenüber stän dig auf der Wacht zu stehen. Entgleisungen unserer Kolonialpolitik, wie die früheren, vor denen uns weder die Weisheit der Regierung, noch die Sachkenntnis der Interessenten geschützt hat, müssen in Zukunft vermieden werden. . . . Die Regierung bedarf bei ihren Maßnahmen der tatkräftigen Unterstützung und der vorurteilsfreien Kritik unabhängiger kolonialfreundlicher Kreise. Die älteren kolonialen Organisationen haben nach unserer Auffassung namentlich in letzter Hinsicht oft versagt.“

(Zum Peterz-Prozess.) Die „Köln. Ztg.“ teilt mit, daß ihr Berliner Vertreter, Gouverneur a. D. Rudolf v. Bennigsen, angefaßt der Erörterungen, die sich an den Räten der Peterz-Prozess angegeschlossen haben, und da sein Name in Verbindung mit den Vorgängen mehrfach in der Presse genannt worden sei, darum gebeten habe, ihn als den Verfasser des Aufsatzes der „Köln. Ztg.“, dessenwegen Dr. Peterz eine Bedrohungsanzeige gegen das Blatt angehängt hat, dem Kölner Schöffengericht bekanntzugeben.

(Umfang der Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni.) Aus den Verhandlungen des Reichstags über das Gesetz, betreffend die Vornahme einer Berufs- und Betriebszählung im Jahre 1907, ist bekannt, daß für die Durchführung des Zählwerks aus der Reichsliste vorläufig 620 Bl. auf den Kopf der Bevölkerung vergütet werden sollen. Für Preußen macht dies rund 2 225 000 M. aus. Der Betrag erscheint als hoch, aber was dafür zu leisten ist, hat auch einen großen Umfang. Hierfür gibt die „Statist. Korresp.“ einige Zahlen. In Zahlpapieren wurden in Preußen vom königlichen Statistischen Landesamt verandt Haushaltungskisten (vierseitig) 975 437 Stück, Gewerbeformulare (zweiseitig) 9 428 382 Stück, Musterbeispiele (vierseitig) 9 499 922 Stück, Land- und Forstwirtschaftskarten (vierseitig) 4 797 881 Stück, Gewerbebogen (sechseitig) 835 931 Stück, Zähleranweisungen (zweiseitig) 440 747 Stück, Kontrolllisten (vierseitig) 855 928 Stück, Anweisung für die Gemeindevorstände (zweiseitig) 159 891 Stück, Gemeindebogen (zweiseitig) 175 935 Stück. Rechnet man diese Drucksachen von verschiedener Seitenzahl, im übrigen sonst gleichen Formats, auf Blätter von je zwei Seiten um, so ergeben sich rund 63 026 545 Blätter, deren jedes 24,6 x 32,4 Zentimeter maß und 6,2 Gramm wog, woraus sich ein Gesamtgewicht von rund 390 765 Kilogramm errechnet, d. h. die Last von 39 Eisenbahnwagen. Unter Zurechnung des Gewichts der Kisten und der Verpackung belief sich die ganze Ver sendung auf 482 600 Kilogramm, das ist das Frachtgewicht von 48 Eisenbahnwagen. Zum Verschrauben der Rüstendekel sind allein über 6 Zentner (318 Kilogramm) Schrauben gebraucht worden. Wie sehr eine geringfügige Kleinigkeit bei solchen Massen ins Gewicht fällt und ins Geld läuft, geht aus folgendem hervor. Der Reichstag hatte in letzter Stunde in die Haushaltungskisten noch die Frage nach der Religion eingesetzt; deren Aufnahme machte die Einfügung einer Spalte von nur 8 Millimetern Breite nötig, bei den vierseitigen Drucksachen also eine Verbreiterung der Formulare um 16 Millimeter. Diese Kleinigkeit bedeutete für Preußen im ganzen einen Mehraufwand an Papier von 12 699 Kilogramm und Mehrkosten allein für das Papier von rund 4317 M. Die Verwendung an die einzelnen Kreisbehörden und an die Gemeinden mit 5000 und mehr Einwohnern wurde vom Königlich preussischen Statistischen Landesamt, das dazu besondere Mittelräume benutzte, unmittelbar bewirkt. Es mußten jedem Empfänger von jeder Drucksache im voraus berechnete oder durch Nachforderung erbetene Mengen überreicht werden. Dadurch erschwerte sich der Druck, da die Druckerei von jeder Art der Formulare täglich eine bestimmte Menge — im ganzen täglich rund 2 300 000 Blätter zu je 2 Seiten — zu liefern hatte. Der Druck der Hauptmasse, d. h. ohne den durch Nachforderungen später nötig gewordenen Mehraufwand, hat 26 Tage gedauert. Die Verwendung ging vom fünften Tage des Drucks neben diesem her, wurde aber durch die Erledigung von Nachforderungen, die noch bis zum letzten Tage eingingen, länger ausgedehnt: in den letzten 8 Tagen vor der Fällung wurden in etwa 800 Telegrammen Zahlpapiere, meist in kleinem Mengen, nachgefordert. Im ganzen wurden die Zahlpapiere in 6635 Kisten, 4388 Postpaketen und 164 Briefsendungen verschickt, und außerdem erschienen in den Tagen vor der Fällung noch 111 Bogen in der Ver sendungsstelle, um für Berlin oder die Nachbarorte ausgegangene Zahlpapiere zu ergänzen. Die Kosten für Druck, Papier, Kisten und Verwendung der Zahlpapiere haben in Preußen rund 245 000 M. betragen.

(Der Vertretertag des Deutschen Kriegerbunds) wurde am Sonntag in Thon abgehalten. Es waren 287 Delegierte anwesend, die nahezu 1 1/2 Millionen stimmberechtigter Mitglieder vertraten. Der Vorsitzende, General der Infanterie v. Spitz, eröffnete die Verhandlungen mit einer Begrüßung der Gäste, für die der kommandierende General des 17. Armeekorps, General v. Braunschweig, ferner der Geheim-Regierungsrat Schloffer als Vertreter des Ministers des Innern, Oberbürgermeister Dr. Kersten und der bayerische Generalleutnant z. D. Winneberger dankten. Letzterer betonte die Uebereinstimmung der bayerischen, sächsischen, württembergischen, bairischen und heßischen Kriegerverbände mit dem Deutschen Kriegerbunde in allen nationalen Angelegenheiten. Seine Ansprache wurde mit lautem Beifall aufgenommen. Dann erlob General v. Spitz, nachdem er auf die politischen Kämpfe in den Ostmarken eingegangen war, schärfsten Protest gegen die von der gegnerischen Seite aufgestellte Behauptung, als ob der Kriegerbund in konfessionellen und Glaubensfragen für oder gegen irgend jemand Partei ergreife. Auf die Reichstagswahlen übergehend, bezeichnete er das Wählen eines Sozialdemokraten als grobe Verletzung der Pflichten als Bundesmitglied. Diejenigen, die sich ihrer schuldig gemacht hätten, wären zum Teil schon ausgeschlossen, zum Teil schwebte das Verbot gegen sie. Auf Antrag des Rittmeisters Mathias kam dann folgende Resolution mit allen gegen drei oder vier Stimmen zur Annahme: Der Abgeordnetentag spricht dem Bundesvorstand den aufrichtigsten Dank aus dafür, daß er warm für Königstreue und vaterländische Gesinnung anlässlich der Wahlbewegungen eingetreten ist, und zwar ohne den unpolitischen Charakter des Kriegervereinswesens zu verlieren. Aus den sonstigen Verhandlungen ist noch erwähnenswert, daß der nächste Abgeordnetentag in Eisenach stattfinden soll, und daß das Jahresbudget mit rund 1 1/2 Millionen in Einnahme und Ausgabe abschließt.

(Die sächsische Wahlrechtsvorlage) ist amtlich im „Dresdner Journal“ veröffentlicht. Sie umfaßt 48 Paragraphen und enthält eine allgemeine und eine Sonderbegründung. Das „Berl. Tagebl.“ bringt daraus eine übersichtliche Zusammenfassung, der wir im nachstehenden folgen. 1) An der ge-

heimen, direkten Verhältniswahl mit Pluralsystem, aus der 42 Abgeordnete hervorgehen sollen, nehmen alle Wahlberechtigten in geheimer Wahl durch Stimmzettel teil. Das Land wird in 42 Wahlbezirke eingeteilt. Jeder amts hauptmannschaftliche Bezirk und die Bezirke der Städte Bismarck und Leipzig bilden je einen Bezirk. In den Städten Dresden und Chemnitz sind je fünf, in der Stadt Chemnitz drei Wahlkreise zu bilden. Stimmberechtigt ist jeder im Königreich Sachsen Staatsangehörige, der eine direkte Staatssteuer entrichtet, bei Abschluß der Wählerliste das 25. Lebensjahr vollendet hat, seit mindestens 6 Monaten Wohnort oder wesentlichen Aufenthalt im Orte der Listenaufstellung hat und nicht nach den schon bisher gültigen Bestimmungen vom Stimmrecht ausgeschlossen ist. Jeder Wahlberechtigte hat mindestens eine Stimme. Zwei Stimmen haben alle Wahlberechtigten, die bei der staatlichen Einkommensteuer ein Einkommen von mehr als 1600 M. besitzen, oder welche ihre wissenschaftliche Bildung durch Zeugnisse, die für den einjährig-freiwilligen Militärdienst genügen, nachweisen können, oder welche auf Grund ihres Grundbesitzes das Wahlrecht zum Landeskulturamt besitzen. Kein Wähler hat aber mehr als zwei Stimmen. Kein Wähler darf das Stimmrecht an mehr als einem Orte ausüben. Ebenso darf niemand in mehr als einem Wahlkreise kandidieren. Ein Abgeordneter kann nur werden, der selbst das Wahlrecht hat, seit mindestens drei Jahren die sächsische Staatsangehörigkeit besitzt, eine direkte Staatssteuer von mindestens 30 M. jährlich entrichtet und das 30. Lebensjahr vollendet hat. Wer sich als Kandidat für diese direkte Wahl aufstellen läßt, muß der Verwaltungsbehörde des Wahlkreises, in dem er kandidiert, bis längstens drei Wochen vor der Wahl eine Erklärung darüber abgeben, 1) daß er eine auf ihn fallende Wahl in diesem Wahlkreise annehmen wird und 2) zu welcher Partei er sich bekennt. Die Wahl selbst findet geheim durch Stimmzettel statt. Die Ergebnisse für einen Wahlkreis werden vom Wahlkommissar des Kreises zusammengestellt. Die endgültige Ermittlung des Wahlergebnisses geschieht aber durch den Landeswahlkommissar unter Berücksichtigung des Proporzionalwahlsystems (Verhältniswahl). Die Gesamtzahl aller abgegebenen gültigen Stimmen wird durch 43 geteilt, und die so erhaltene Zahl wird auf die nächsthöhere ganze Zahl gebracht. Diese letztere Zahl ist die „Wahlzahl“. Nun wird für jede einzelne Partei ausgerechnet, wieviel gültige Stimmen auf alle ihre Kandidaten und damit auch auf die Partei abgegeben worden sind und wie oft in dieser Zahl die Wahlzahl enthalten ist. Sovielmals die Wahlzahl in der Gesamtzahl der Stimmen enthalten ist, welche für Kandidaten einer und derselben Partei abgegeben wurden, so viel Kandidaten dieser Partei müssen Abgeordnete werden. Innerhalb jeder Partei gebührt dem Kandidaten, welcher eine höhere Stimmzahl erhalten hat, der Vorzug vor dem, welcher die jeweils niedrigere Stimmzahl erhielt. Kommt durch dieses Verfahren etwa noch nicht so viel Abgeordnete, als zu wählen sind, zusammen, so entscheidet unter den Restzahlen, welche für die einzelnen Parteien geblieben sind, die relative Mehrheit. Bei Stimmgleichheit entscheidet das Los. Wird während einer Landtagsperiode einer dieser nach dem Verhältniswahlsystem besetzten Abgeordneten frei, so ist durch das Ministerium des Innern auf Grund der Wahllisten von den Kandidaten, welche nicht Abgeordnete waren, derjenige als Ersatzmann einzusetzen, welcher innerhalb der Partei, zu der sich der zu Ersetzende bekennt hat, unter den nicht gewählten Kandidaten die meisten Stimmen erhalten hat. Ist ein Ersatz auf diese Weise nicht möglich, so ist mit der Neubewertung bis zur nächsten allgemeinen Verhältniswahl zu warten. Ein Kandidat, der keiner Partei oder bestimmten wirtschaftlichen Gruppe angehört, ist in mehreren Wahlkreisen kandidaten aufgestellt, kann also nur dann gewählt werden, wenn er aus eigener Kraft mindestens 1/2 aller im Lande abgegebenen Stimmen in seinem Wahlkreise erhält, unterliegt er, können die auf ihn abgegebenen Stimmen auch niemand sonst zugute kommen. — II. Bei der Wahl durch Kommunalverbände sollen die übrigen 40 Abgeordneten gewählt werden. Solche Kommunalverbände sind einmal die amts hauptmannschaftlichen Bezirksverbände, — dann die Städte Dresden, Leipzig, Chemnitz, Bismarck und Zwickau. Jeder bildet einen Wahlkreis. In den amts hauptmannschaftlichen Bezirksverbänden wird die Wahl von der Bezirksversammlung vollzogen. In den obengenannten Städten wird die Wahl in gemeinschaftlicher Sitzung des Stadtrats und der Stadtverordneten vollzogen, welche zu diesem Zweck zu einem einzigen Wahlkollegium zusammenzutreten. Dabei werden in den Städten Dresden und Leipzig je drei, in der Stadt Chemnitz und in den amts hauptmannschaftlichen Bezirken Chemnitz, Bismarck, Zwickau je zwei, in den übrigen amts hauptmannschaftlichen Bezirken, sowie in den Städten Bismarck und Zwickau je ein Abgeordneter gewählt. — Der den Wahlgang leitende Vorsitzende ist nicht stimmberechtigt. Nicht wählbar sind bei diesen Wahlen alle Personen, welche das 30. Lebensjahr noch nicht erfüllt haben, welche nicht mindestens drei Jahre sächsische Staatsangehörigkeit besitzen, welche im Wahlkreise selbst als Amtshauptmann oder als Mitglied eines städtischen Ratkollegiums tätig sind — endlich die, die vom Stimmrecht bei den direkten Wahlen ausgeschlossen sind oder bereits durch sie zu Abgeordneten gewählt wurden oder Mitglieder der ersten Kammer sind. Auch die Wahl durch Kommunalverbände ist schriftlich und geheim, indem jedes anwesende Mitglied der Wahlversammlung so viel Namen wählbarer Personen auf einen Stimmzettel schreibt, falls Abgeordnete zu wählen sind. Bisher wurde jeder Abgeordnete auf sechs Jahre gewählt, alle zwei Jahre wurde aber der Landtag zu zwei Dritteln neu gewählt. Diese Drittelung soll künftig fortfallen. Der Landtag soll alle sechs Jahre völlig erneuert werden, es sollen also sechsjährige Wahlperioden eingeführt werden.

(Staatliche Pensions- und Hinterbliebenen-Versicherung der Privatangestellten.) Die Bewegung der Privatangestellten für eine staatliche Pensions- und Hinterbliebenen-Versicherung steht vor der Entscheidung. Zwei große Gruppen von Berufsvereinen vertreten zwei verschiedene Programme; die einen den weitgehenden Ausbau des bestehenden Invalidengesetzes, die andern die Einrichtung einer davon getrennten, selbständigen Sonderkasse. Der Erfolg der gesamten Bewegung hängt davon ab, ob es gelingt, bis zum Zusammentritt des Reichstags alle Angestellten auf ein Programm zu vereinen, das einmütige Billigung bei Reichstag und Regierung finden kann und sich in die begonnene Reform des ganzen sozialen Versicherungswerts einfügt. Für die Entscheidung bedeutsam ist die eben erschienene neue Schrift des Reichsmeisters, Verbands v. Düsseldorf, welche Gutachten hervorragender Sachverständiger und Befürworter über die Streitfrage enthält. Vorläufe von Landesversicherungsanstalten, Kommentatoren des Invalidengesetzes, Professoren, Juristen, Nationalökonom, Versicherungs-mathematiker, Sozialpolitiker, Reichstagsabgeordnete verschiedener Parteien, sie alle sind vertreten. Ihre Stimme muß erheblichen Eindruck machen, weil sie alle zu dem gleichen Ergebnis kommen, daß die staatliche Versicherung der Privatangestellten nur im Anschluß an die Invaliditäts- und Altersversicherung durchführbar ist.

England. Der König und die Königin und Prinzess Victoria haben am Montag London verlassen, um sich nach

Nordwales und Irland zu begeben und von dort nach Südwesten weiterzureisen. Auf seiner Reise wird das Königsparc in der Nähe von Bangor an der Nordwales-Universität zu Bangor bewohnen, die internationale Ausstellung in Dublin besuchen und die neuen Docks in Cardiff eröffnen.

Frankreich. Wie aus Paris gemeldet wird, wurde Oberst Muger, Kommandeur des 4. Infanterie-Regiments, in Nichtaktivität mit Halbsold versetzt, weil er folgenden Kameraden gerichtlich hatte: Kameraden aller Grade, verlegt niemals abfällig meine Befehle, scheut Euch aber niemals, über meine Befehle hinauszugehen, oder gegen diese zu handeln, wenn Euer Gewissen Euch sagt, daß Ihr dem Dienst zum Vorteil handelt, und daß ich, wenn ich von Euerem Verhalten verständigt würde, dieses nur billigen könnte.

In Chalons-sur-Saône hielten die Vertreter der Winger der Bourgogne eine Versammlung ab, in der das von der Kammer angenommene Gesetz, betreffend die Weinfassungen, für durchaus unzureichend erklärt wurde.

Marokko. Die Nachricht von der Gefangennahme Maclean's, die am 4. Juli in Fes ankam, rief, wie aus Tanger berichtet wird, dort eine lebhafteste Bewegung hervor; der Maghzen versprach, alle erforderlichen Opfer zu bringen, und hat nur, man möge weder zu Lande noch zu Wasser kriegerische Demonstrationen veranstalten, die die Lage Maclean's nur verschlimmern würden. Der Maghzen ersuchte um Geltendmachung des französischen Einflusses; der französische Geschäftsträger hatte bereits im Einverständnis mit der englischen Gesandtschaft Schritte getan, um mit dem Stamme, bei welchem sich Raisuli zurzeit befindet, in Unterhandlungen zu treten. Raisuli aber soll aus Furcht, daß seine Interessen geschädigt werden könnten, eine andre Justiz gesucht und dadurch die Verhandlungen noch schwieriger gestaltet haben.

Vereinigte Staaten von Amerika. Präsident Roosevelt läßt nach einer Meldung aus Oysterbay durch den Admiral Brownson erklären, daß es sich bei der für den Winter bevorstehenden Fahrt der amerikanischen Schlachtschiffe nach dem Stillen Ozean um eine Schnellfahrprobe und ferner darum handle, zu zeigen, daß die amerikanische Flotte imstande ist, gleichzeitig die Küstenlinien sowohl des Atlantischen wie des Stillen Ozeans zu schützen. Diese Landungserfolge sind nicht etwa, weil man an eine Kriegsgefahr glaube. Roosevelts Absicht möge vielmehr dahin ausgelegt werden, daß die Flotte zur Sicherung des internationalen Friedens verwendet werde. Kein Augenblick sei für eine derartige Demonstration geeigneter als der gegenwärtige, in dem die Vereinigten Staaten sich im vollkommenen Frieden mit allen Nationen befinden. Eine Meldung der „Associated Press“ aus Washington besagt: Von dem stellvertretenden Staatssekretär Adee wird in Abrede gestellt, daß die Regierung vor habe, von Mexiko eine Seesektion anzukaufen. Adee erklärt, der Nachricht liege lediglich zugrunde, daß Mexiko vor kurzem seine Zustimmung dazu gegeben habe, daß eine ständige Kohlenstation der Vereinigten Staaten in der Magdalenaebucht die Kohlenlieferungen für die alljährlichen Schießübungen der amerikanischen Kriegsschiffe übernehme.

Der japanische Admiral Satomoto hat nach einem in New York eingetroffenen Telegramm aus Tokio in der Unterredung mit einem Berichterstatter des oppositionellen Blattes „Sokko Schimbun“ erklärt, wenn Feindseligkeiten zwischen Japan und den Vereinigten Staaten ausbrechen sollten, so werde das Ergebnis wegen des Fehlens einer geeigneten Operationsbasis zweifelhaft sein. Solche Operationsbasen, wie sie zurzeit beständen, seien für praktische Zwecke zu weit voneinander entfernt, selbst die am meisten benachbarten, Besakores-Inseln und Manila, lägen 600 Meilen voneinander. Der Admiral soll ferner gesagt haben, auch wenn man sich in Washington für den Krieg entscheidet, sei es noch zweifelhaft, ob die in der Flotte dienenden Amerikaner patriotisch genug seien, um zu kämpfen. Die amerikanischen Flottenoffiziere machten brillante Figuren auf Bällen und bei gesellschaftlichen Veranstaltungen, aber sie seien sowohl bei Manövern wie im Ernstfall beruhsich ganz unzulänglich. Es sei zu viel, von der amerikanischen Flotte im Falle eines Krieges mit Japan brennenden Patriotismus zu erwarten. — Wir können nicht glauben, daß sich ein japanischer Admiral in solcher Weise geäußert haben sollte und vermuten, daß ein Dementi nicht ausbleiben wird.

China. Der Gouverneur von Anhui ist, wie aus Hankau gemeldet wird, dem am Sonntag gegen ihn verübten Mordanschlag zum Opfer gefallen. Er wurde vom Kaninger Polizeidirektor und von Studenten erschossen, als er gerade eine Schule betreten wollte. Es wurden mehrere Schiffe auf ihn abgegeben, von denen drei trafen. Der Polizeidirektor wurde sofort festgenommen und auf der Stelle erschossen. — Aus Beijing wird vom Montag gemeldet: Obgleich es nicht klar ist, ob die Veranlassung zur Ermordung des Gouverneurs Kuanhwei persönlicher oder revolutionärer Natur ist, ist der Generalgouverneur Tuanjang mit Truppen von Hankang nach Kuanhingsu abgegangen.

Vermischte Nachrichten.

Für die Geltendmachung der Ansprüche der bei der Strandung des Dampfers „Berlin“ Geschädigten ist in der Verhandlung vor dem Admiralsgericht am 17. v. Mts. eine Frist von 3 Monaten bestimmt worden, die für Ausländer verlängert werden kann. Der Rechtskonsulent des Kaiserlichen Generalkonsulats in London, Herr Solicitor Goldberg, hat sich, der „Nordd. Allgem. Zn.“ zufolge, bereit erklärt, die Ansprüche der deutschen Parteien, soweit diese in beschränkter Verhältnissen leben, ohne Forderung eines Kostenvorschusses vor dem Admiralsgericht zu vertreten und seine Kosten erst von dem Schadensergänsummen in Abzug zu bringen.

Die Genickschärre fordert im Ruhrgebiet immer mehr Opfer. Nach einem vom Medizinalrat Dr. Springfeld dem Regierungspräsidenten unterbreiteten amtlichen Bericht sind, wie dem „Berl. Tagebl.“ geschrieben wird, im Regierungsbezirk Mynsburg (Ruhrgebiet) im ersten Semester des Jahres 1907 insgesamt 462 Personen an Genickschärre erkrankt. Im Jahre 1905 zählte man im Bezirk 50, 1906 250 und im Jahre 1907 nahezu um 350 Prozent mehr an Genickschärre Erkrankte als im gleichen Semester des Vorjahres. Der Bericht des Dr. Springfeld betont, daß, falls nicht schleunigst gegen die Ursache die energigsten Maßregeln ergriffen werden, der nächste Winter zweifellos Massenkrankungen bringen werde. Man würde dann Millionen erkranken müssen und doch nicht mehr den vollen Erfolg erzielen können. Als besonders bedenklich wird in dem Bericht die Erscheinung hervorgehoben, daß unter den Erkrankten zahlreiche Personen sind, die dem Nahrungsmittelhandel angehören.

Der „Möln. Zn.“ zufolge ist ein hervorragender Kenner der Eisenbahn, das geeignete Gebiet für die Erbauung einer großen Nut- und Privatbahn anzudeuten, um zu unabhängigen Dörfern Verbindungen zu machen. Die Bahn soll nicht nur über ebene Strecken, sondern auch durch bergiges Gebiet auf Serpentin und Kurven mit wechselnder Steigung geführt werden. Zur Verminderung der Kosten soll feststehendes und Gemeindegelände vorgezogen werden. In der Eisenbahn sind die Vorbedingungen für die Errichtung einer solchen Bahn vorhanden. Der weitaus größte Teil ist feststehend oder kommunaler Besitz. Der Kaiser hat zur Errichtung dieser Bahn bereits seine Zustimmung erteilt. Die Kernbahn soll in nicht zu großer Entfernung von den Städten gelegen sein, da man

mit der Verpflegungsmöglichkeit von 20 bis 30000 Personen rechnen muß.

Nach einer Meldung aus Duisburg ist Montagabend auf dem Rhein, ungefähr 200 Meter oberhalb der Eisenberger Fähre, das Dampfschiff „Gentrich“, als ob ein Schiff in den Hafen schleppen wollte, gesunken. Der Kapitän, Kapitän Gertges, sein 16jähriger Sohn und der Maschinist sind trotz sofortiger Hilfeleistung ertrunken.

Ein schwerer Weststurm in der Ostsee verursachte mehrere Schiffverluste, durch die zahlreiche Menschenleben vernichtet wurden. Deutlich von Wismar stieß ein unbekanntes Schoner mit einem Dampfer zusammen und sank auf der Stelle. Der Stubbelschiffing ist eine unbekannte Nacht gescheitert. Der Schoner „Venus“ strandete bei Völsand. In allen Fällen fehlt von der Mannschaft jede Spur.

Ein schwerer Unfall ereignete sich dieser Tage bei einer Baueinrichtung in Landeckbergen, Kreis Stolzenau. Dort hatten sich über 400 Personen zur Hochzeit des Hausbesizers Friedrich Meyer eingefunden. Als das neuvermählte Paar aus der Kirche trat, wurden die üblichen Freudenbräute abgeführt; auch zwei Arbeiter beteiligten sich daran. Als dann der Arbeiter Kopf den Revolver in die Tasche stecken wollte, entlud sich die Waffe, und die Kugel traf den neben ihm stehenden Arbeiter Schumacher, so unglücklich in die Lebergegend, daß der Baueinrichter sofort tot zu Boden sank.

Nus Leipzig wird dem „Mischboten“ geschrieben: Ein hiesiger Pianofabrikant hatte als gerichtlich vereideter Sachverständiger ein Klavier zu prüfen, das sich als ein so vollendetes Kunstwerk herausstellte, daß seinem Erbauer, einem aus der alten Instrumentenbauersfamilie G. Philipp, Kapitän i. R., stammenden 27jährigen jungen Mann, daraufhin die Berechtigung zu einjährig-freiwilligen Militärdienst zuerkannt wurde.

In Bord des vom La Plata in Hamburg eingetroffenen Dampfers „Gyptia“ sind verdächtige Akten gefunden worden. Das Schiff wird einer Untersuchung unterzogen. Die Weiterentwicklung ist unter den üblichen Vorkehrungsmaßnahmen gestellt. Menschen sind nicht erkrankt.

In dem großen Warenhaus Bantiel zu Breslau brach Montagmorgen infolge einer Störung in der Gasanlage Großfeuer aus. Ein großer Seitenflügel mit wertvollen Stoffen ist fast völlig vernichtet. Bei den Löscharbeiten wurde ein Feuerwehmann verunzlet.

Die Erscheinung eines Kugelblitzes konnte man in Rastenburg bei einem Gewitter beobachten. Aus einer dunklen Wolkenwand wurden drei Feuerkugeln von gelblichem und rötlichem Schein herausgeschleudert, die sich in Schlangenlinien langsam fortbewegten und unter scharfem Knall platzten. Auf ihrer Bahn hinterließen die Kugeln einen weißen, allmählich verloschenden Lichtstreifen. Die Kugeln hatten die Größe eines Schleuderkugels.

Der Bürgermeister von San Francisco Schmitz wurde der Erpressung für überführt erachtet und zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.

Der Leuchtturm.

Erzählung von E. Hildebrand.

(Nachdruck verboten.)

Albert Marschall schloß das Teleskop, durch das er aufmerksam geblickt, und trat von dem kleinen Balkon, der um die Spitze des Leuchtturms lief, zurück in den Laternenraum.

„Nichts zu sehen“, murmelte er mit dumpfer Stimme. „Verdammtes Volk!“ knurrte sein Kamerad Milton, der gleich und vom Fieber geschüttelt auf einer Bank in dem glühend heißen kleinen Raume hockte. „Sie müssen uns vergehen lassen!“

„Ja, es scheint so“, versetzte Marschall bitter. Dann trat er wieder hinaus auf den Balkon und verneigte es im Inneren seines Herzens, Leuchtturmwärter geworden zu sein. Er wußte es sich nicht zu erklären, warum das Ablösungsschiff aus Sanfisar, das schon seit vierzehn Tagen fällig war, noch immer nicht gekommen — der kleine Dampfer, der sie ablösen und für einige Monate an Land bringen sollte, wo es nicht so entsetzlich einsam und heiß war, wie hier oben.

Als er wieder zu seinem Kameraden trat, murmelte dieser: „Es ist eine Schande, hier krepieren zu müssen wie ein Hund — so einer nach dem andern. Brand ist schon tot — und faul unten im Keller.“ Bei diesen Worten schüttelte er sich und lehnte sich noch bleicher als zuvor an die Wand.

Es war eine entsetzliche Lage, in der sie sich befanden. Die Behörde mußte die drei Leute, die den Leuchtturm bedienten, völlig vergessen haben.

„Wieviel Lebensmittel haben wir noch?“ fragte Milton mit schwacher Stimme.

„Für ungefähr acht Tage“, antwortete Marschall.

„Und wieviel Del?“

„Das reicht noch vierzehn Tage.“

„Mein Gott, wann wird die Ablösung kommen?“

„Das weiß der liebe Gott!“ versetzte sein Kamerad.

„Komm jetzt, Milton, Du mußt hier heraus aus der Hitze!“

Der andre sah ihn vorwurfsvoll an. „Daß mich in Ruhe“, sagte er todesmatt.

„Komm, sei vernünftig, ich bringe Dich hinunter.“

„Ich will nicht hinunter, wo der tote Brand liegt.“

Es ist gräßlich! Laß mich hier!“

Aber Marschall gab nicht nach. Er war ein Mann von starker Willenskraft, er wußte, daß es dem Kameraden unten besser werden würde. Er umschlang den vom Fieber Geschwächten, der sich jetzt willig die enge Wendeltreppe hinab in das ihnen zum Aufenthalt bestimmte Gemach führen ließ, welches durch seine dicken steinernen Mauern die Hitze mehr abhielt. Hier legte er den vollständig Erschöpften auf ein Bett und redete sich selbst in allen Gliedern.

„Acht Tage Lebensmittel und vierzehn Tage Del“, begann Milton von neuem. „Mein Gott, wann wird man bloß zu unserer Rettung kommen? Wenn es geschieht, werden wir längst tot sein!“

Wöllich sprang er auf und taumelte auf seinen Kameraden zu, der ihn, um sich vor dem Fallen zu bewahren, mit beiden Händen umklammerte.

„Weißt Du“, stammelte er, „es wäre ganz gut, wenn wir gar kein Del mehr hätten. Heute ist der

deutsche Dampfer fällig — wenn der Leuchtturm kein Feuer unterhält, dann wird das binnen zwei Tagen in Sanfisar gemeldet — und gegen Ende der Woche können wir gerettet sein.“

„Und inzwischen“, entgegnete Marschall vorwurfsvoll, „können hier Schiffe zerbrechen und viele Menschenleben zugrunde gehen.“

„Was geht das mich an!“ murmelte der Sterbende. Marschall sah den Kameraden mitleidvoll an, sagte aber nichts. Wenn er auch sterben mußte — und das mußte er, wenn nicht bald Rettung nahte — wollte er wenigstens mit reinem Gewissen sterben.

Der Tag schloß weiter, die beiden Männer schliefen fast immertzu. Gegen fünf Uhr erhob sich Marschall. In zwei Stunden ungefähr wurde es dunkel, die Laterne mußte gefüllt werden. Er schritt die Wendeltreppe hinab bis zu dem Vorratsraum, wo noch ein Fäßchen Del stand. Hier blieb er nachdenklich stehen.

„Schließlich ist es besser, ich nehme das ganze Fäßchen mit hinauf“, murmelte er. „Wer weiß, ob ich in zwei Tagen, wenn die Kanne leer ist, noch so viel Kraft besitze, die vielen Stufen herunter und wieder hinauf zu gehen.“

Gesagt — getan. Er machte sich eine Schlinge, die er um das Fäß legte, und lud es sich auf den Rücken. In dem Zimmer, in welchem Milton lag, setzte er sich hin und ruhte von der Anstrengung einige Minuten aus. Dann ging er wieder hinauf in den Laternenraum, um die Laterne zurechtzumachen. Er mochte ungefähr zehn Minuten oben gewesen sein, als er ein sonderbares Krachen und Splittern vernahm, wie wenn von großer Höhe herab etwas auf die Felsen geschleudert würde, auf denen der Leuchtturm erbaut war.

Er blickte von dem Balkon hinunter und sah, daß schmale Holzstücke zwischen den Felsen trieben — sah ferner eine schillernde Delfschicht um die Felsen fluten.

„Großer Gott!“ rief er hervor. „Milton ist wahnsinnig geworden! Er hat das Delfschiff hinuntergeworfen!“

Er stürzte die Treppe hinunter. Unten in dem Zimmer stand Milton am Fenster und lachte wie ein Wahnsinniger.

„Gahaha! Heute abend gibt's kein Licht im Leuchtturm! Ich habe das Del ins Meer geworfen!“

Dann wälzte er sich wie ein Verrückter auf seinem Lager hin und her und lachte, lachte —

Marschall stand stumm da, keines Wortes mächtig. Es war ja möglich, daß diese wahnsinnige Tat zu ihrer Rettung führen konnte, — nun, Marschalls Gewissen war rein, er hatte sich nichts vorgenommen. Der deutsche Dampfer mußte heute gegen Abend hier vorbeikommen. Wenn er den Leuchtturm nicht erhielt sah, dann würde er es in Sanfisar melden und dann mußte die englische Behörde die Leuchtturmwärter denken, die sie vergessen.

„Gott verzeihe Dir“, murmelte er, „wenn Deine Unheil im Gefolge hat.“ Damit streckte er sich auf den Boden. Er hatte ja heute keine Pflichten mehr zu erfüllen, denn es war kein Del mehr da. In wenigen Minuten mer er eingeschlafen, denn er war todmüde und an allen Gliedern wie zerföhagen.

Er mochte vier Stunden geschlafen haben, als ihn ein furchtbares Krachen und Splittern aufwachte. Der Leuchtturm erzitterte in seinen Grundvesten.

„Was ist das?“ schrie Milton, der ebenfalls aufgewacht war.

Marschall taumelte die Treppe hinauf auf den Balkon und sah hinunter in das Meer. Unter sich sah er die Lichter eines Schiffes; das Schreien und Rufen, das Hin- und Herlaufen von Menschen tönte an sein laufendes Ohr. Miltons Sinne hatte Früchte getragen — ein Schiff war auf die Riffe aufgelaufen. Wöllich erschloßen die Lichter, und tiefe — tiefe Stille trat ein — Totenstille. Alles war finster und stumm — nur die Wellen rauschten und raunte: Ihr ewiges Lieb.

„Was ist geschehen?“ fragte Milton, als Marschall wieder herunterkam.

„Ein Wrack — der deutsche Dampfer wird nichts zu unserer Rettung beitragen — er ist zertrümmert auf den Felsen.“

„Zammerschade!“ murmelte Milton. Weber er noch Marschall besaßen Kraft und Mut genug, um viel über das große Unglück nachzudenken — sie schliefen bald wieder ein.

Als Marschall erwachte, war es heller Tag. Er wußte nicht, ob er das von dem zerföhagen Schiff geträumt oder ob es in Wirklichkeit untergegangen war. Allmählich aber erinnerte er sich an die Schrecken dieser Nacht. Von einer wahnsinnigen Angst gepenigt, stieg er wieder hinauf in den Laternenraum und spähte hinunter in das wogende Meer. Das Wrack war noch sichtbar — die Masten ragten noch aus dem Wasser heraus. Er zählte die Masten — er berechnete den Raum zwischen ihnen. Nur zwei Masten — und wenig entfernt voneinander. Er suchte erschrocken zusammen. Das war ja gar nicht der deutsche Dampfer! Der hatte doch drei Masten — und das Wrack hier — Herr Gott im Himmel! Allmählich dämmerte ihm die Wahrheit. Es war das Ablösungsschiff, das sie hatte heimholen wollen!

„Parnherziger Gott!“ stöhnte Marschall. „Du hast Miltons Sünde furchtbar gerächt! Aber er war wahnsinnig — als er es tat!“

Als er wieder hinunterging, um seinem Kameraden das Furchtbare zu erzählen, hörte dieser nicht, als er ihn rief. Marschall schüttelte ihn — Milton rührte sich nicht — starr und kalt lag er da — er war tot.

„Mein Gott“, murmelte Marschall mit irrem Blick, „der ist schon tot! Nun komme ich dran!“

Er streckte sich lang auf die Dielen hin und faltete die Hände zum letztenmal. So erwartete er den Tod.

Nach einigen Jahren, nachdem er durch die Unfähigkeit und Unzuverlässigkeit seiner Untergebenen viel Ärger gehabt hatte, überwand Jeremias seinen Stolz so weit, daß er Cuttner einlud, wieder bei ihm in Stellung zu treten, und ihm dabei die Aussicht eröffnete, daß er ihn nach Ablauf eines Jahres als Teilhaber ins Geschäft nehmen würde. Cuttner war inselgedessen mit seiner Frau und zwei Zwillingstöchtern nach Waldheim zurückgekehrt. Die Versöhnung war vollständig. Cuttner erwies sich als derselbe ehrliche, zuverlässige Mann, wie früher, und hatte inzwischen eine noch reichere Erfahrung gewonnen. Die günstigen Wirkungen seiner Tätigkeit machten sich bald im Geschäft fühlbar. Er war einer jener Männer, welche Freunde gewinnen, weil man unwillkürlich fühlt, daß man ihnen unbedingt vertrauen kann.

Der Kontrakt, durch den er Teilhaber der Firma werden sollte, war bereits entworfen und entbehrte nur noch der Unterschrift, als Cuttner bei einem Gange mit Jeremias durch die Spinneret mit seinem Nachschloß einem Dreibriemen zu nahe kam, in die Maschine hineingezogen und vor den Augen seines Herrn so schrecklich verstümmelt wurde, daß er nicht wieder zum Bewußtsein kam und nach wenigen Stunden starb.

Seit jener Zeit lebte Frau Cuttner mit ihren Töchtern als Haushälterin im Hause des Fabrikherrn. Dort mußten die kleinen Mädchen auf und gewannen die innige Zuneigung des vereinsamten Mannes, der sich von ihnen Anteil nehmen ließ, obgleich keinerlei Verwandtschaft zwischen ihnen bestand.

Jeremias war nie verheiratet gewesen und hatte auch nie an die Ehe gedacht. Kein weibliches Wesen hatte je den geringsten Eindruck auf sein Herz gemacht. Er lebte nur dem Geschäft, welches alle seine Gedanken erfüllte, und sein Herzensleben würde völlig erstarrt sein, wenn nicht die Anwesenheit der Kinder in seinem Hause sein Interesse geweckt, ihn unterhalten, seine Sorgen in Anspruch genommen hätte. Seine Mutter war bei seiner Geburt gestorben, sein Vater hatte bald darauf zum zweitenmal geheiratet, und sein Leben bei der Stiefmutter war nicht erfreulich gewesen. Infolgedessen verlebte er seine Jugend, solange er noch die Schule besuchte, fern von Hause in einer Pension, wurde dann als Lehrling in ein entferntes Geschäft gegeben, so daß seine Beziehungen zur Stiefschwester und zum Stiefbruder nie herzliche geworden waren. Diese wurden verzogen und er vernachlässigt. Als er schließlich nach Hause kam, um seinen Vater im Geschäft zu unterstützen, war seine Stiefschwester verheiratet und sein Bruder, der einen Widerwillen gegen das Geschäft empfand, von Hause fern.

Ein Tag seines Lebens war wie der andre. Er war ganz durch seine Tätigkeit in Anspruch genommen, die er mechanisch gewissenhaft, aber ohne eigentlichen Endzweck betrieb.

Seit der Zeit hingegen, wo die Familie Cuttner unter seinem Dache lebte, hatte ihn jeden Abend, wenn er aus der Fabrik nach Hause zurückkehrte, das Plaudern und Lachen der Kinder erfreut. Es war ihm, als ob die Sonne plötzlich die Wolken durchbrochen hätte, welche bis dahin sein Leben verdunkelten, um jetzt dessen zweite Hälfte zu erwärmen und zu verschönen.

Die Zeit verging, und die kleinen Mädchen wuchsen zu jungen Damen heran. Sie waren einander im Wesen sehr ähnlich, aber damit hörte ihre Gleichheit auf. In ihren Charakteren waren sie nicht Zwillinge.

Sie hießen Salome und Johanna. Vor einem Jahr, als sie kaum neunzehn Jahre alt waren, hatte der Sohn eines Fabrikherrn aus Belgien sie gesehen, sich in Johanna verliebt und sie zu seiner Gattin gemacht.

Dieser junge Mann, Albert Viktor Bernard, war in Geschäftsangelegenheiten nach Waldheim gekommen und hatte sein Herz sofort an Johanna Cuttner verloren. Da er der einzige Sohn eines Fabrikherrn in guten Verhältnissen und „Onkel“ Jeremias bereit war, sich gegen die Tochter von Gustav Cuttner freigebig zu erweisen, so kreuzten keine Schwierigkeiten den Weg der Liebenden; man sagte sogar, Jeremias Pfennigschmidt hätte kaum freigebiger sein können, wenn Johanna seine eigne Tochter gewesen wäre.

Aber er hatte einen besondern Grund dazu. Das war Dankbarkeit gegen Albert Viktor Bernard, weil dieser Johanna und nicht seinen Liebling Salome gewählt hatte, der es gelungen war, völlig von seinem Herzen Besitz zu nehmen.

Die Menschen, welche seit ihrer Kindheit von einer Atmosphäre der Liebe umgeben werden und sie als ihr natürliches Element betrachten, haben gar keine Ahnung von der Gewalt, mit der die Liebe in einem alten Herzen sich entfaltet, welches lange vereinsamt, kalt und empfindungslos gewesen. Jeremias hatte die Zwillinge schon als Kinder lieben gelernt, und er liebte sie als schöne und kluge Mädchen, als wesentlich zu seinem Glück gehörig, als die belebenden Elemente, welche ihm das Haus erst zu einem Heim machten. Nur eines empfand er schmerzlich: daß sie nicht seine wirklichen Nichten oder besser noch seine Kinder waren.

Als Johanna ihn genommen wurde und Salome blieb, war er dankbar dafür und suchte vorläufig die Furcht aus seiner Seele zu bannen, daß Salome ihn einmal in der gleichen Weise verlassen könnte. Wie würde er es ertragen, wieder in das alte, düstere Leben und das zwecklose Anhäufen von Geld zurückzufallen?

An diesem Abend blickte er auf das Mädchen, wie sie mit ihrer Näharbeit beschäftigt war, und sah sie, wie er sie nie zuvor gesehen hatte. Seine auseinandergepreßten Hände zitterten, und von seiner Stirn perlten Schweißtropfen.

Salomes sanfte braune Augen erhoben sich von ihrer Arbeit und blieben fragend auf ihm ruhen.

„Lieber Onkel,“ sagte sie. „Mein lieber, lieber Onkel, Du bist nicht wohl!“

Sie zog ihren Stuhl dicht an ihn heran und schlang ihre Arme um seinen Nacken, um sein zuckendes Gesicht zu sich herunter zu ziehen und es zu küssen. Aber er drängte sie mit Stöhnen zurück, befreite sich aus ihren Armen und begann in höchster Erregung im Zimmer auf und ab zu gehen. Er fürchtete ihre Umarmung, fürchtete, ihrem Mute zu begegnen. Zum erstenmal hatte er sein Herz verstanden infolge eines unbedachten Scherzworts, welches Leutnant Lambert Pfennigschmidt im Laufe jenes Abends zufällig bei Tisch hatte fallen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Roman-Beilage des Anzeiger für das Havelland.

Nr. 159.

Spandau, Mittwoch, den 10. Juli

1907.

Familie Pfennigschmidt.

Roman von S. Varing-Gould.

(Nachdruck verboten.)

1.

Frau Schluder saß vor dem Kaminfeuer und hatte ihr seidenes Gesellschaftskleid über ihre Knie zurückgeschlagen, damit es nicht etwa verengt würde, während ihre zierlichen Füße auf dem Kaminsteine ruhten. Die Wachskerzen, welche in Stadelabern auf dem Kaminsims, in Wandleuchtern und am Piano gebrannt hatten, waren bereits ausgelöscht. Ein starker Geruch nach Wachs und verglimmenden Dochten erfüllte das Zimmer.

Frau Schluder war eine Dame von fünfzig Jahren, wohl — sehr wohl — konserviert, ohne ein einziges graues Haar, mit schönem Teint, hellen Augen und hanfhaarbigem Haar. Ihre Augenwimpern waren von noch hellerer Farbe, so hell, daß sie beinahe weiß erschienen. Sie war durchaus keine Kluge oder gelehrte, oder auch nur tief empfindende Dame, aber wie zum Ausgleich dafür gelang es ihr meist, durch Charakterstärke und Energie ihren Willen durchzusetzen, und da sie diese Energie nur für einen Zweck aufbot, erreichte sie mehr, als manche viel klügere Frauen zu erreichen vermocht hätten. Was auch immer das Ziel ihres Strebens sein mochte, freis bezog es sich auf ihr persönliches Interesse. Wenn Frau Schluder wirklich klug gewesen wäre, würde sie die Ziele ihres Strebens geheim gehalten haben; aber sie war entweder zu eifrig oder unbedacht, oder zu aufrichtig, um diese je zu verbergen.

In einem Lehnstuhl, gleichfalls neben dem Kamin, aber nicht wie seine Mutter die ganze Mitte vor dem Feuer für sich allein in Anspruch nehmend, saß Leutnant Pfennigschmidt, der einzige Sohn von Frau Schluder. Er trug eine Hausjacke von schwarzem Samt und wählte eben eine Zigarette aus einem Kästchen. Er hatte es allerdings nur mit größter Mühe bis zum Referveleutnant gebracht und lebte jetzt in beschaulichem Nichtstun bei seiner Mutter; aber sie bestand mit aller Entschiedenheit darauf, daß er nie anders als „Der Leutnant“ ange-redet wurde.

Frau Schluders Geburtsname war Pfennigschmidt gewesen, und da sie den Namen ihres verstorbenen Gemahls aus der Liebe ihrer Seele verachtete, hatte sie ihren Sohn überredet, seinen Namen mit allerhöchster Genehmigung in Pfennigschmidt zu ändern.

Aber dies war nicht die einzige Ursache, weshalb Frau Schluder ihren Sohn zu diesem Schritt veranlaßte. Sie war die Tochter eines längst verstorbenen Fabrikherrn aus dessen zweiter Ehe. Ihr Stiefbruder aus der ersten Ehe ihres Vaters, dem jetzt die großartige Spinneret und Weberei gehörte, war das Haupt und der Stolz der Familie und wurde allgemein für sehr reich gehalten.

Sie selber hatte ein ziemlich ansehnliches Einkommen. An der Spinneret hatte sie eine Art von Besitzanteil, und der verstorbene Herr Schluder hatte aus seiner Tätigkeit als Rechtsanwalt gleichfalls etwas Vermögen hinterlassen. Aber was ist ein Jahreseinkommen von achttausend Mark für eine Dame, die einen Referveleutnant zum Sohn hat und deren eigne Anforderungen an das Leben viel zu groß sind für ihre Börse?

Frau Schluders Stiefbruder, Jeremias Pfennigschmidt, war ein Junggeselle von fünfundsünfzig Jahren. Sie kannte natürlich, da sie seine Schwester war, sein Alter genau, und zu jedem Geburtsstage sandte sie ihm ihre herzlichsten Glückwünsche — jeder Geburtsstag brachte sie der Erfüllung ihrer Sehnsucht näher. Sie kannte auch sein Temperament und seine Gemüthsseiten und konnte seine Lebensaussichten so genau berechnen, wie der erfahrenste Versicherungsbeamte. Um Jeremias die Ursache ihrer Verwandtschaft zu rechtem Bewußtsein zu bringen und, wenn möglich, einigen Einfluß auf ihn zu erlangen, war Frau Schluder kürzlich nach Waldheim verzogen und hatte ihren Sohn mitgebracht. Besonders hatte sie hierzu noch der Umstand veranlaßt, daß ihr rechter Bruder, Nikolaus Pfennigschmidt, vor kurzem gestorben war. Jeremias und Nikolaus hatten einander sehr feindselig gegenüber gestanden; aber da jetzt Nikolaus nicht mehr lebte, war es möglich,

daß sein Sohn Philipp wieder zu Gnaden angenommen werden und allmählich solchen Einfluß über seinen Onkel gewinnen könnte, daß er diesen schließlich gegen sie und ihren Sohn einnahm. Um dem zuvorkommen, war Frau Schlucker nach Walbheim verzogen.

Der Herr Leutnant trug Ballstrümpfe und stierliche Lackschuhe. Er hatte schön gefornite kleine Füße, ebenso wie seine Mutter. Nachdem er seine Zigarette angezündet, blies er eine Rauchwolke von sich, erhob dann einen seiner Füße und betrachtete ihn nachdenklich.

„Mein lieber Lambert,“ sagte Frau Schlucker, „ich wünschte, Du könntest Deine roten Strümpfe in den großen Stulpschneisen Deines Onkels verbergen.“

„Die würden mir denn doch etwas zu geräumig sein,“ meinte der Leutnant.

„Keineswegs, Lam. Du würdest schon auf einem großen Fuße leben können, wenn Du nur erst in seinen Schuhen ständest.“

„Freilich, jetzt drückt mich der Schuh oft recht sehr — das stimmt,“ kuckte Lambert Pfennigschmidt.

„Dies Diner haben wir auch nicht umsonst gehabt,“ überlegte Frau Schlucker, träumerisch in die Luft blickend.

„Der Champagner kostete sieben Mark die Flasche, und drei Flaschen sind ausgetrunken.“ Dabei steck sie gleichfalls einen Seufzer aus.

„Einundzwanzig Mark . . . moussierender Mosel hätte auch ausgereicht.“

„Nein, Lam! Unbedingt nicht. Man gewinnt nie etwas durch falsche Sparsamkeit. Freilich, wie wir das alles bezahlen sollen . . .“ Frau Schlucker ließ den Satz ebenso unbeendet, wie die Rechnung für den Champagner wahrscheinlich unbekannt bleiben würde.

„Ich sehe nicht ein, weshalb Du nicht Onkel Jeremias offen sagst, wie knapp es jetzt mit uns steht.“

„Nimmermehr!“ rief seine Mutter entschieden. „Das Herz eines Mannes schließt sich ebenso natürlich gegen geldbedürftige Verwandte, wie eine Tulpel sich gegen den Regen schließt. Wenn man in der See badet, begibt man sich nie freiwillig in die Nähe einer Saugqualle, sondern schwimmt ihr sorgfältig aus dem Wege, falls man sie noch rechtzeitig erblickt. Nein, Jeremias darf nichts davon ahnen, daß wir irgend etwas von ihm haben wollen.“

„Mir scheint, Mutter,“ sagte Lambert, „daß Du besser tätest, ihm offen zu sagen, wir wären in Not und bedürften seiner Hilfe. Ich bin fest überzeugt, daß er es selber sieht; er war heute Abend sehr kalt und zurückhaltend.“

„Keineswegs. Du irrst Dich vollständig, er hegt nicht den geringsten Argwohn. Warte einmal: die Lohndiener kosteten jeder fünf Mark und die Fasaneu acht Mark das Paar.“

„Es ist mir zuwider, auf den Tod eines Verwandten zu warten,“ sagte Lambert; „es ist gemein. Außerdem kann Onkel Jeremias sehr leicht länger leben als wir beide.“

„Nein, Lam, das kann er nicht. Denke nur an sein Alter; er ist fünfundsüßzig Jahre alt.“

„Und Du, Mutter, bist fünfzig, also nur fünf Jahre jünger.“

Frau Schlucker zuckte nicht einmal mit den Wimpern. „Du denkst nicht daran, daß er stets eine sitzende Lebensweise geführt hat, welche der Gesundheit sehr schädlich ist; außerdem hat er häufig Blutandrang und Kongestionen nach dem Kopfe. Du sagst doch, wie rot er wurde, als

Du die unpassende Bemerkung über Salome machte. Die Neigung zum Schlagfluß liegt in der Familie; unser Vater starb daran.“

„Nun, mir ist es jedenfalls zuwider, die Jahre zu zählen, welche ein anderer noch zu leben hat. Wir müssen alle einmal ins Gras beißen.“

„Ich hoffe, daß er sich gut bei uns unterhalten hat,“ sagte Frau Schlucker. „Das Ragout schien ihm zu schmecken. Nimm er etwas von dem Eis oder dem Nachtsch?“

„Ich glaube nicht.“

„Das tut mir leid . . . ich meine, das freut mich; denn das Eis ist für Leute seiner Konstitution durchaus nicht zuträglich. Er versteuert ein Einkommen von vier- undzwanzigtausend Mark jährlich.“

„Aber er lebt so einfach, als ob er knapp fünftausend Mark zu verzehren hätte.“

„Nein, knapp dreitausend.“

„Vielleicht vermacht er einmal die Spinneret unserm Vetter Philipp und seine Ersparnisse mir. Ich mag nicht darüber nachdenken, da ja alles ganz anders kommen kann; aber so würde es mir am liebsten sein.“

„Durchaus nicht, Lam, Sowohl die Ersparnisse wie die Spinneret sollen Dir zufallen.“

„Was sollte ich mit der Spinneret machen? Du möchtest doch nicht, daß ich Fabrikant würde?“

„Nein, aber Du könntest das Geschäft verkaufen?“

„Das heißt, das Fell des Löwen verkaufen, ehe man den Löwen erlegt hat,“ rief der Leutnant etwas ungeduldig.

Nach einer längeren Pause meinte dann Frau Schlucker: „Lam, wegen Deines Veters Philipp brauchst Du Dich durchaus nicht zu beunruhigen.“

„Das tue ich auch nicht. Ich habe auch nicht einmal an ihn gedacht.“

„Jeremias kann Bruder Nikolaus nie vergeben, daß er in einem kritischen Augenblick sein Kapital aus dem Geschäft herauszog und dadurch beinahe eine Katastrophe herbeiführte. Als Nikolaus das tat, war ich ebenso zornig und machte ihm ebenso entschiedene Vorhaltungen wie Jeremias; aber alles vergebens. Wenn Nikolaus sich einmal etwas in den Kopf setzte, konnte man ihn nicht davon abbringen, und wenn es auch noch so absurd war. Ich glaubte nicht, daß Nikolaus solch ein Narr wäre, als der er sich schließlich entpuppte. Er fiel in die Hände eines Schurken, dem es gelang, sein ganzes Vertrauen zu gewinnen.“

„Schosielb?“

„Ja, das war sein Name, Schosielb. Er verdrehte ihm ganz den Kopf und verschwand dann mit jedem Heller seines Vermögens. Aber meinetwegen hätte Bruder Nikolaus sich selbst zugrunde richten können, — deswegen hätte ich ihm gar keine Vorwürfe gemacht. Mich beunruhigte und entrüstete der Umstand, daß er sowohl mein Vermögen wie das von Jeremias gefährdete.“

Der Leutnant fühlte, daß seine Mutter keinerlei Erwiderung von ihm erwartete.

„Es ist ganz gut, daß wir hergekommen sind,“ fuhr Frau Schlucker fort. „In Breslau hätten wir unsern Haushalt auf dem bisherigen Fuße nicht weiterführen können, während es hier möglich sein wird, uns einzuschränken. Die Gesellschaft hier herum ist es nicht wert, sich um sie zu bemühen: nichts als Fabrikanten und ihre Frauen. Aber lassen wir das. Alles scharfe Urteilen ist mir zuwider.“

„Onkel Jeremias schien mein Scherz über Salome sehr zu mißfallen.“

„Salome!“ wiederholte seine Mutter ingrimmig. „Auf sie hatte ich nicht gerechnet, als ich hierher kam. Wirklich, ich weiß nicht, was ich ihrerwegen tun soll. Du hättest den Scherz nicht machen sollen. Du sehest dadurch Deinem Onkel nur dumme Gedanken in den Kopf. Das Blut schoß ihm förmlich ins Gesicht, und das zeigte, daß Deine Bemerkung Eindruck auf ihn gemacht hatte. Das Mädchen ist uns sehr im Wege. Ich wünschte, irgend jemand heiratete sie oder schösse sie tot. Sie kann uns noch einen dicken Strich durch unsere ganze Rechnung machen.“

Frau Schlucker versank in Gedanken, obgleich ihr diese offenbar keine Freude machten. Nach einer Pause sagte Leutnant Lambert: „Veiläufig, Mutter, welches Tisch-tuch haltest Du heute aufgelegt? Ich bemerkte, daß Onkel Jeremias es sehr prüfend betrachtete.“

„Natürlich betrachtete er es, und zwar kritisch, da er ein Leinwand- und sein schöner Damast weit berühmt ist. Ich hasse es, wenn jemand immer so sein Geschäft zur Schau trägt.“

„Aber — welches Tisch-tuch war es denn?“

„Mein festes natürlich. Feinster Damast, mit reichem Muster von Eichenblättern und Eicheln und in der Mitte eine Girlande.“

„Bist Du dessen sicher, Mutter?“

„Ich legte es heute morgen heraus.“

„Wächstest Du nicht einen Blick darauf werfen? Der Tisch ist noch nicht abgedeckt. Als ich sah, daß Onkel Jeremias ein berufsmäßiges Interesse dafür zeigte, sah ich es mir gleichfalls genau an, bemerkte aber keine Eicheln oder Eichenblätter.“

„Natürlich waren Eichenblätter darauf. Es war unser bestes Tisch-tuch.“

„Dummheit!“ rief Frau Schlucker. Gleichwohl erhob sie sich und ging in das Speisezimmer.

Einen Augenblick später hörte der Leutnant einen lauten Ausruf des Entsetzens. Dann verließ seine Mutter das Speisezimmer, und er hörte sie die Treppe hinaufsteigen. Bald darauf kam sie wieder herunter und trat in das Zimmer, mit einem Gesicht, das die Farbe des Tisch-tuches zeigte.

„Nun,“ meinte der Leutnant nachlässig, „sind die Eichenblätter und Eicheln etwa in der Wäsche verschwunden?“

„O Lam! Was sollen wir tun? Jeremias wird uns das nie verzeihen. Er wird es sehr empfinden — als eine persönliche Beleidigung. Diese Gule — diese Gule von einem Hausmädchen hat all unsere Aussichten vernichtet.“

„Was hat sie getan?“

„Und nicht einer von den Bohndienern, obgleich jeder fünf Mark bekam, hat es bemerkt.“

„Was ist denn geschehen?“

„Sie deckte den Tisch mit einem Bettlaken und legte das Damast-tisch-tuch mit den Eichenblättern und Eicheln auf Dein Bett.“

Zweites Kapitel.

Es schien, als ob das Wahl, welches dem Onkel Jeremias von seiner Stiefschwester gegeben worden war, den Zweck gehabt hätte, ihn hinsichtlich seines fortschreitenden Alters und der sich daran knüpfenden Aussichten gründlich

zu prüfen. Jeremias war sich selbst dessen recht wohl bewußt geworden.

Er schloß die Haustüre auf und begab sich sofort in sein kleines Wohnzimmer. Eine Lampe brannte dort, und er sah, daß Salome, mit einer Näharbeit beschäftigt, auf einem niedrigen Sessel vor dem Kaminfeuer saß. Der Widerschein des Feuers ließ ihr rotgoldenes Haar in seiner vollen Schönheit erglänzen. Sie wandte sich um und blickte mit liebevollem Lächeln auf.

„Was — noch nicht zu Bett?“ rief der alte Mann halb vorwurfsvoll und doch mit einem Ton der Befriedigung in der Stimme.

„Nein, Onkel. Ich dachte, Du könntest möglicherweise noch etwas wünschen. Außerdem haltest Du mir noch nicht gute Nacht gesagt, und ohne das könnte ich nicht einschlafen.“

„Ich brauche nichts, mein liebes Kind.“

„Soll ich denn meine Arbeit zusammenlegen und gehen?“

„Nein . . . nein,“ antwortete er unsicher, blickte in das Feuer, dann auf seinen Stuhl, und dann auf sie.

„Salome, ich möchte mich gern etwas mit Dir aussprechen. Ich bin verstimmt, niedergedrückt. Die Schluckers bringen mich immer in schlechte Laune. Samt ist weich, aber seine Berührung macht mich nervös. Ich wünsche, daß meine Nerven sich wieder beruhigen, ehe ich zu Bett gehe, und es ist noch nicht spät . . . nicht wirklich spät. Ich verabschiedete mich von den Schluckers so früh, als ich es anständigerweise tun konnte. Natürlich war es sehr lebenswichtig von meiner Schwester, das Diner an meinem Namenstage mir zu Ehren zu geben, aber . . .“ Er ließ den Satz unbeendet.

Das Mädchen nahm seine Hand und drückte ihn in seinen Lehnstuhl wieder. Er ließ sich dies ohne Widerstand gefallen, aber entzog ihr die Hand mit einer Gebärde des Schreckens, welche sie etwas überraschte. Dann, auf die Krümlehne des Stuhles sich stützend, bläute er sie lange an. Salome hatte sich wieder auf ihren Sessel niedergelassen und ihre Arbeit aufgenommen.

Jeremias war 55 Jahre alt. Die Gesellschaft bei seiner Stiefschwester war ausschließlich ihm zu Ehren gegeben worden. Man hatte auf seine Gesundheit getrunken, und viele Glückwünsche, daß er noch viele Jahre leben möchte, waren mit anscheinender Herzlichkeit ausgesprochen worden; aber das, was man ihm zu Gefallen getan hatte, war in einer Hinsicht übertrieben, in anderer unzureichend geblieben . . . übertrieben in ihren Versicherungen, unzureichend in Aufrichtigkeit. Deshalb lehnte er unzufrieden und verstimmt nach Hause zurück. —

Joseph Cullner war zuerst Buchhalter und dann Reisender für das Haus Pfennigschmidt gewesen, ein zuverlässiger, intelligenter und energischer Mann. Vor 22 Jahren, als die ausschließliche Leitung der Spinneret wegen des vorgerückten Alters seines Vaters und der Abneigung seines Stiefbruders gegen das Geschäft in die Hände von Jeremias übergegangen war, hatte sich dieser mit Cullner ernstlich überworfen. Jeremias war in jenen Tagen argwöhnisch und leicht reizbar gewesen. Er mißbeutete die Freiheit des Handelns, an die sich Cullner unter dem alten Pfennigschmidt gewöhnt hatte, und entließ ihn deshalb. Cullner nahm ein Stelle in entfernterer Gegend an, wo er sich dann auch verheiratete.